



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

ISOBEL KUHN

Grüne
Blätter

IN DER DÜRRE

starkundmutig

1. Auflage 2020 (CLV)

Lizenz Ausgabe mit freundlicher Genehmigung der Brunnen Verlag GmbH im Auftrag von OMF. Die Originalausgabe erschien zuerst unter dem Titel *Green Leaf in Drought* unter dem Copyright von OMF.

© der deutschen Ausgabe 2000 Brunnen Verlag GmbH, www.brunnen-verlag.de.

© der Lizenz-Ausgabe 2020

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

www.clv.de

Übersetzung: Ulrike Zellmer

Satz: Anne Caspari, Marienheide

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256633

ISBN 978-3-86699-633-5

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Verlags _____ 9

Eine verborgene Quelle _____ 10

DIE DÜRRE BEGINNT _____ 16

Ein eisiger Empfang _____ 16

Wenn die Hitze kommt _____ 28

Der Eisvogel kämpft um seine Beute _____ 38

Der Glaube gerät unter Druck _____ 52

»Du bist Gott« _____ 62

Gottes Vorhang _____ 70

Der monatliche Antrag _____ 80

DIE GRÜNEN BLÄTTER SPRIESSEN _____ 86

Den besten Wein – jetzt _____ 86

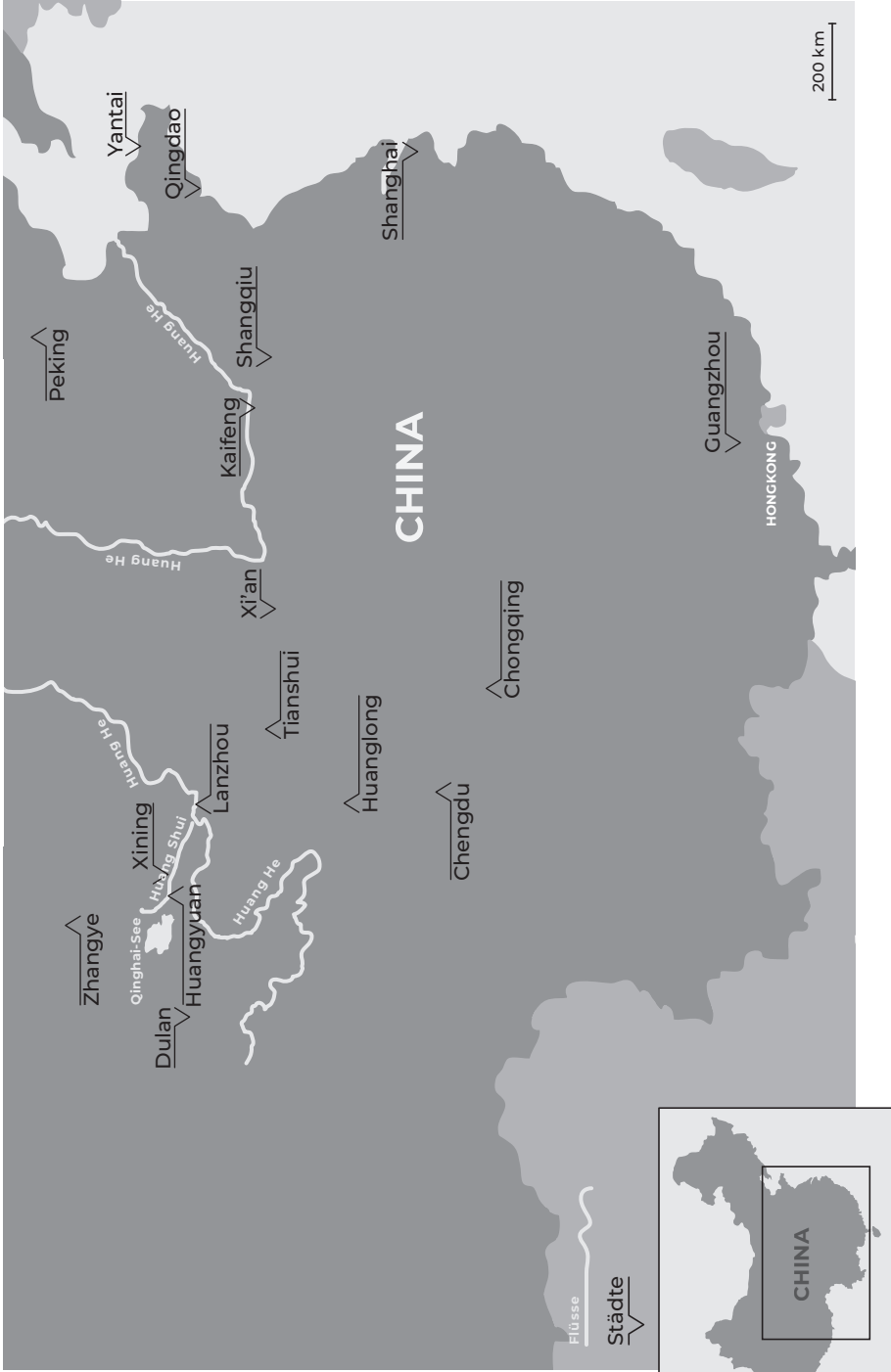
Auch wenn die Berge wanken _____ 92

Gott füllt die Vorratskammer _____ 104

Falsche Versprechen _____ 122

Endlich frei! _____ 136

Wenn Gott pflügt _____ 150



VORWORT DES VERLAGS

Kurz nach der Gründung der Volksrepublik China am 1. Oktober 1949 durch Mao Tse-tung befindet sich das ganze Land im Umbruch: Die Kommunisten festigen immer mehr ihre Macht, die Christen dagegen geraten unter Druck. Menschen werden verleumdet, unschuldig ins Gefängnis geworfen und hingerichtet – oder, um dem zu entgehen, stattdessen als Spione »im Dienst des Volkes« angeworben.

Ausländer, besonders diejenigen aus dem Vereinigten Königreich oder den USA, sind den Kommunisten dabei verhasst. Sie werden pauschal als Spione des Westens und als »Imperialisten« abgestempelt, die dem »Faschismus« anhängen. Die damals noch britische Hafenmetropole Hongkong wird so zum Zufluchtsort für viele Missionare, die aus China fliehen müssen. Von dort können sie per Schiff die Heimreise antreten.

»Grüne Blätter in der Dürre« berichtet von Familie Mathews, die sich in dieser stürmischen Zeit mitten in China befindet. Was der Buchtitel bedeutet, warum Christen in Prüfungen glauben dürfen und wie Gott souverän bleibt – davon erzählt dieses Buch.

EINLEITUNG

EINE VERBORGENE QUELLE



Am 23. Juli 1953 erhielten wir die Nachricht. Wir befanden uns im Basislager in Chiang Mai, Nordthailand. In jenen heißen Ländern kommt es beim Hausbau vor allem auf Luftdurchlässigkeit an – weniger auf Wahrung der Privatsphäre –, und so erscholl Johns Ruf durch alle Räume. »Dr. Clarke und Arthur Mathews sind frei! Sicher in Hongkong!« Er hatte soeben das Telegramm erhalten.

Ich ging gerade durch den hinteren Flur zur Küche, blieb auf der Stelle stehen und rief aus: »Gott sei Dank!« Aus jedem Zimmer des Hauses hörte man ähnliche Rufe. Spontan stimmten wir ein Loblied an.

Wie dankbar waren wir, dass die beiden leidgeprüften Männer, die von den Kommunisten im fernsten Winkel Nordchinas festgehalten worden waren, nun endlich die Freiheit erlangt hatten. Gleichzeitig waren sie die Letzten unserer CIM¹-Familie, die freikamen. Erleichtert konnten wir sagen: »Die Mitglieder der größten evangelikalen Missionsgesellschaft in China sind alle unversehrt durch dieses ›Rote Meer‹ hindurchgeführt worden. Nicht *einer* ist gefoltert worden.«

Ich selbst war 1950 sozusagen durch Chinas Hintertürchen hinausgeschlüpft. Mit unserem sechsjährigen Sohn flüchtete ich durch den Dschungel von Oberburma bis zum nächsten zivilisierten Ort, um von dort aus zurück nach Amerika zu fahren. Mein Mann war zurückgeblieben, weil er sich um Hunderte von jungen Christen kümmern wollte, die in jenen Schreckenstagen zum Glauben gekommen waren.

1 *China-Inland-Mission (CIM)*: Durch Hudson Taylor (1832–1905) im Jahr 1865 gegründetes Missionswerk; 1965 umbenannt in: *OMF (Overseas Missionary Fellowship) International*.

Ich lebte nun sicher in Amerika und verfolgte von dort, wie unser Gott eine Mitarbeiterfamilie nach der anderen aus China herausführte. Im Januar 1951 hatte die Missionsgesellschaft die überraschende Anweisung zur Evakuierung aller Mitarbeiter gegeben: 601 Erwachsene und 284 Kinder sollten – möglichst umgehend – aus den entlegensten Gebieten Chinas zurückgeholt werden. In diesen Zahlen waren die Missionare und ihre Kinder, die bereits nach Hongkong² evakuiert worden waren, nicht einmal enthalten. Würden die Kommunisten sie alle gehen lassen? Und woher sollten die finanziellen Mittel für eine solche Aktion kommen?

Während wir in jenen Tagen Gottes Wundertaten beobachteten, fühlte ich mich wie der Apostel Paulus, der vor der Insel Malta Schiffbruch erlitten hatte. »Der Hauptmann aber ... befahl, dass diejenigen, die schwimmen könnten, sich zuerst hinabwerfen und an das Land gehen sollten ...« Das waren mein Sohn Danny und ich. Wir hatten die Gelegenheit gehabt, zu entkommen und uns auf sicheres Land zu retten.

»... und die Übrigen teils auf Brettern, teils auf Stücken vom Schiff. Und so geschah es, dass alle an das Land gerettet wurden.«³ Paulus hatte die Zusage erhalten, dass alle gerettet werden würden: »... siehe, Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir fahren.«⁴

2 *Hongkong*: Hafenmetropole an der Südküste Chinas; bis 1997 britische Kolonie – hierhin flüchteten sich ab 1949 viele Verfolgte und Gegner des kommunistischen China-Regimes; ab 1997 Sonderverwaltungszone der Volksrepublik China, d. h. mit verstärkter Autonomie, aber unter chinesischer Souveränität.

3 Apostelgeschichte 27,43-44.

4 Apostelgeschichte 27,24.

Ich denke, dass Paulus unter denen war, die schwimmen konnten. Sicher war er unter den Ersten, die an Land gelangten. Als er dort auf dem Trockenen stand und die schreckliche Brandung sah und darin die auf- und niedersinkenden Köpfe der Nichtschwimmer, die sich an dünne Bretter und Wrackteile klammerten – was mag er wohl gedacht haben? Was empfand er wohl, während die letzten beiden sich durch die Wogen kämpften? Das furchterregende Tosen der Brandung, die hilflosen schwarzen Punkte, die in Sicht kamen, wenn die Planke, an die sie sich klammerten, auf einen Wellenkamm gehoben wurde, dann aber wieder völlig untertauchten, wenn sie in ein Wellental sausten ... Während Paulus dem Kampf der letzten beiden zusah, betete er bestimmt unablässig: »Alle, Herr! Du hast versprochen, dass *alle*, die bei mir waren, gerettet werden! Auch wenn es den Anschein hat, dass sie überhaupt nicht vorwärts kommen ... Wenn sie womöglich schon starr vor Kälte sind ... Ich weiß, dass du ihnen die Kraft gibst, durchzuhalten. Ich vertraue dir, Herr!«

Zwei Jahre lang beobachteten wir unsere letzten beiden Missionare, Dr. Rupert Clarke und Arthur Mathews (und eine Weile auch Wilda Mathews und ihre Tochter Lilah sowie Clarence Preedy), die von den grausamen Machthabern des Regimes festgehalten wurden, das sie systematisch auszuhungern versuchte. Manchmal hörten wir eine Zeit lang nichts von ihnen und beteten, voller Sorge um sie. Dann gelangte mit einer unsichtbaren Woge ein Brief zu uns und wir erhaschten wieder einen Blick auf sie, wussten, dass sie noch am Leben waren und sich an die Planke klammerten. Aber das Erstaunlichste war ihre geistliche Kraft. Woher nahmen sie diese Kraft? Sicher nicht aus sich selbst, denn kein Mensch kann sol-

che Leiden durchstehen und doch so getrost und heiter daraus hervorgehen.

Als ich eines Morgens an einer Gebetsveranstaltung teilnahm, betete jemand: »Ach, Herr, gib, dass ihre Blätter in den Zeiten der Dürre grün bleiben!«

Auf einmal wusste ich: Hier lag die Antwort. Der Bibelvers aus Jeremia 17,8 kam mir in den Sinn: »Und er wird sein wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist und am Bach seine Wurzeln ausstreckt und sich nicht fürchtet, wenn die Hitze kommt; und sein Laub ist grün, und im Jahr der Dürre ist er unbekümmert, und er hört nicht auf, Frucht zu tragen.«

Das war es! Es gab eine verborgene Wasserquelle, die diese Menschen am Leben erhielt, von der auch die Verfolgung in einem totalitären Regime sie nicht abschneiden konnte.

Dieses Buch handelt von jener unsichtbaren Quelle. Es war nicht die Absicht, ein weiteres Buch über die Verfolgungen in einem kommunistischen Regime zu schreiben. Vielmehr ist es das Ziel, von der verborgenen Quelle berichten, die es einem Baum ermöglicht, grüne Blätter zu treiben, während alle anderen Bäume ringsum verdorren.

Dürrezeiten im Leben eines Menschen können natürlich auch andere Ursachen haben als politische Verfolgung. Es gibt viele Gründe, weshalb unsere Lebensfreude schwinden kann. Gibt es auch dann für uns eine geheime Quelle, die in der tödlichen Dürre nicht versiegt? Das vorliegende Buch möchte eine Antwort auf diese Frage geben.

Isobel Kuhn

ERSTER TEIL
**DIE DÜRRE
BEGINNT**

**EIN EISIGER
EMPFANG**



»Arthur, es fängt an zu schneien! Sieh mal, wie Lilah mit den Augen blinzelt, wenn ihr eine Schneeflocke ins Gesicht fällt.«

»Ja, Liebling, ich weiß. Es ist auch wirklich kein Vergnügen, bei diesem Wetter auf einem offenen Lastwagen zu sitzen und über das Dach der Welt zu fahren – noch dazu im Winter! Aber der rote Schneeanzug hält sie schön warm. Es sind nur noch fünfzig Kilometer bis Huangyuan, es wird also nicht mehr lange dauern.«

Wilda Mathews lächelte durch die nun immer dichter fallenden Schneeflocken und drückte ihr dreizehn Monate altes Baby enger an sich.

»Ein Glück, dass ich in Lanzhou so guten, warmen Stoff gefunden habe. Ich habe den Anzug groß genug genäht, damit sie ihn noch im nächsten Winter tragen kann. Jetzt, unter dem Roten Regime, weiß man ja nie, was man in der nächsten Zeit noch bekommen kann.«

Der LKW holperte und fuhr mit Schwung um eine Kurve, so dass alle Fahrgäste sich schnell irgendwo festhalten mussten. Sie saßen oben auf der Ladung, schutzlos dem Fahrtwind ausgesetzt, und mussten aufpassen, dass sie nicht herunterfielen. So reiste man 1950 in China. Die junge Mutter hatte schon einige Erfahrung darin, und so hatte sie sich sorgfältig auf die Fahrt mit dem Baby vorbereitet.

»Das einzig Gute an diesem Schneegestöber«, fuhr Arthur fort, als eine mehr oder weniger gerade Strecke vor ihnen lag und eine Unterhaltung wieder möglich wurde, »ist die Aussicht, dass wir nun endlich unter den Mongolen arbeiten können! Es ist doch unglaublich: Während alle anderen Missionare an ihre Evakuierung denken, sind wir eingeladen, Pionierarbeit zu leis-

ten! Von der chinesischen Kirche eingeladen mit Billigung durch die kommunistische Regierung – wenn das kein Wunder ist!«

»Glaubst du nicht, dass die Regierung das nur deshalb genehmigt hat, um bei der Gemeinde von Huangyuan, die das Gesuch gestellt hat, ihre Propaganda für Religionsfreiheit zu untermauern?«, meinte Wilda.

»Zweifellos. Aber genauso sehe ich darin die Hand Gottes, um die Mongolen mit dem Evangelium zu erreichen. Diese Last wurde mir schon seit Jahren aufs Herz gelegt. Ich bin dem Ruf nicht gefolgt, als ich im Zweiten Weltkrieg zur Armee ging – der Patriotismus war mir damals wichtiger. Aber jetzt habe ich das Gefühl, dass Gott mir eine zweite Chance geben will. Deshalb habe ich die Einladung nach Huangyuan gleich angenommen. Leonard Street weiß das – obwohl er als Superintendent uns nicht gern noch weiter weg von jeglicher Zivilisation schickt ... Gerade jetzt, da einem der gesunde Menschenverstand rät, sich dort aufzuhalten, wo man im Ernstfall leicht das Land verlassen kann ... Aber man muss doch den Glaubensmut haben, seiner Berufung zu folgen.«

Wilda schwieg eine Weile. Der Wind war eiskalt und blies ihr die Schneeflocken in den Nacken. »Meine Füße werden ganz steif«, murmelte sie schließlich.

»Das tut mir leid – versuch mal, sie ein wenig zu bewegen. Jetzt wird es nicht mehr lange dauern, dann werden wir am Ziel sein. Ich habe gehört, dass die Plymires eine sehr schöne Station errichtet haben. Auch ihre Bücher und Möbel sind noch dort ... Sie dachten ja, dass sie bald zurückkehren. Wir dürfen erst einmal alles benutzen.«

»Ja, daran denke ich auch gerade. Sie haben einen großen ausländischen Kochherd und eine Orgel. Ob die Gemeinde

wohl ein Begrüßungsfest für uns veranstalten wird? In normalen Zeiten wäre das selbstverständlich, aber vielleicht wagen sie es jetzt nicht, die verhassten ›Imperialisten‹⁵ freundlich zu empfangen. Wissen sie denn überhaupt, dass wir mit diesem Wagen kommen?«

»Ja, ich habe ihnen eine Nachricht geschickt. Schau mal – ist das nicht schon Huangyuan?«

Der Wagen wand sich aus einer tiefen Schlucht heraus. Vor ihnen lag ein kleines Tal und am Berghang ein Städtchen. Die flachen Lehmdächer ließen die Häuser wie aneinandergereihte Schachteln erscheinen. Dazwischen erhoben sich Masten, an denen schmutzige, zerrissene Tücher flatterten – die tibetanischen Gebetsflaggen. Die Stadt war von einer Mauer aus Lehmziegeln umgeben, und wie gewöhnlich lag das Muslimenviertel mit seiner Moschee außerhalb der Mauern. An den Ufern des Flusses Huang Shui standen hohe, kahle Pappeln, die sich schwarz von dem Hellbraun der Straße und Lehmhütten abhoben.

Wenige Augenblicke später hielt der Wagen an der Kreuzung vor dem Stadttor, das zu schmal war, als dass sie hätten hindurchfahren können. Chinesen aller Gesellschaftsschichten standen herum und gafften, aber auch Menschen mit farbenfrohen Trachten und Kopfschmuck. Arthur erhob sich mühsam und versuchte, auch seiner Frau auf die steif gefrorenen Füße zu helfen. Dabei ließ er seinen Blick über die schweigende Menge schweifen. Wo mochte das Empfangskomitee sein?

5 *Imperialist*: Anhänger und Befürworter des Imperialismus, also des Weltmachtstrebens einer Großmacht; zur Zeit der Mathews' wurde in China häufig jeder, der aus einem westlichen Land stammte, pauschal als Imperialist bezeichnet.

Ein paar Ausrufe waren zu hören, als er das Baby in seinem roten Schneeanzug hochhob. Die Herzen der Chinesen hatten sich von jeher von kleinen Kindern anrühren lassen, und so übte auch Lilah eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Mit ihrem schwarzen, lockigen Haar, ihren schwarzen Augen und der sehr hellen Haut war sie für diese Menschen der Inbegriff von Schönheit. Aber unter denen, die »hao-kan« (»schön«) murmelten, war keiner, der sich lächelnd nach vorn drängte, was so viel bedeutet hätte wie: »Ihr gehört zu uns! Wir haben euch eingeladen!«

Ein Mann mittleren Alters mit einem dünnen Spitzbart kam auf sie zu, und ein etwa zwanzigjähriger Chinese stellte sich neben ihn. Aber auch auf ihren Gesichtern lag keine Freude.

»Ma Mu-shih – Pastor Mathews?«, fragte der Mann mit dem Spitzbart.

»Der bin ich«, gab Arthur mit seinem warmherzigen Lächeln zurück. »Und wie ist Ihr ehrenwerter Name?«

»Ich bin Pastor Jen vom Evangeliumssaal«, entgegnete der andere mit gezwungenem Lächeln. Aber womöglich war das bloß eine Vorsichtsmaßnahme angesichts einer so großen Zuschauermenge. Es war unter dem Roten Regime nicht ratsam, Amerikanern oder Australiern (Arthur war Australier und Wilda Amerikanerin) auch nur die geringste Freundschaft entgegenzubringen. Deshalb hörte auch Arthur auf zu lächeln und verbeugte sich mit ernster Miene.

»Das ist Samuel«, fuhr der Pastor fort und zeigte auf den jungen Mann.

Wilda erinnerte sich, gehört zu haben, dass Samuel früher mit den Plymire-Kindern gespielt hatte und somit fast zur Familie gehörte. Sie warf ihm also ein verständnisvolles Lächeln zu, das

jedoch nicht im Geringsten erwidert wurde. Die politische Entwicklung in diesem Land schien tatsächlich jede freundschaftliche Beziehung zu zerstören.

Steif verbeugten sie sich voreinander, dann erkundigte man sich nach dem Gepäck. Die beiden Chinesen nahmen das Handgepäck und führten die Neuankömmlinge durch das Stadttor und über die mit Kopfstein gepflasterten Straßen zur Missionsstation. Die Bewegung tat ihren kalten, verkrampten Muskeln gut. Unterwegs ließ Arthur seine Blicke hierhin und dorthin schweifen. Ihm fiel auf, wie bunt gemischt die Bevölkerung war, denn diese kleine Stadt befand sich am Rande des weiten tibetanischen Graslandes, nicht weit vom Qinghai-See entfernt.

Bald standen sie vor einem Torbogen, auf dem in chinesischen Schriftzeichen »Evangeliumssaal« geschrieben stand. Hier wurden sie von einigen Chinesen empfangen. Zu jeder Seite des Eingangs befand sich je ein Zimmer. Rechts wohnte Pastor Chin, links Pastor Jen. Neben Pastor Chins Zimmer war ein großes Gebäude, das als Garage oder Abstellraum diente.

Durch das Haupttor gelangten sie nun in einen Hof, an den die Kapelle, die Klinik und die Gemeindegänge angrenzten. Arthur war an den chinesischen Baustil gewöhnt und vermutete, dass man durch die Kapelle zum Hof des Missionars gelangte. Das Missionarshaus lag gewöhnlich hinter allen anderen Gebäuden und war somit der privateste Teil des ganzen Komplexes. Doch zunächst lud man sie zu einer Tasse Tee in die Kapelle ein.

Sobald sie sich innerhalb der Station befanden, flüsterte Pastor Jen Arthur schnell zu: »Sagen Sie mir nur, was Sie brauchen, ich werde es besorgen! Alles, was Sie wollen!« Erleichtert und

dankbar lächelte Arthur ihn an. Aber bald stellte sich heraus, dass Jen hier keineswegs die Verantwortung trug.

Beim Tee erschien ein Dr. C. mit zwei chinesischen Krankenschwestern. Seit der kommunistischen Machtübernahme forderte die Regierung, dass jedes Mitglied der Staatsgemeinschaft sich produktiv und nutzbringend in die Gesellschaft einbringen sollte. Gottesdienste fielen natürlich nicht in die Kategorie »nutzbringend«. Die Gemeinde hatte daher eine medizinische Arbeit angefangen und sich von der Regierung als Hospital registrieren lassen. Der chinesische Arzt Dr. C. fühlte sich als Leiter der Station und verhielt sich entsprechend. Während sie Tee tranken, hörte Arthur, wie jemand den inneren Hof fegte – bestimmt wurden nun ihre Zimmer hergerichtet.

Nach dem Tee wurden sie tatsächlich durch ein Tor in den innersten Hof geführt. Auf einem Rasenstück inmitten des gepflasterten Hofes stand eine Fichte, und dahinter erhob sich ein zweistöckiges Haus mit Balkon. Wilda stieß einen erleichterten Seufzer aus. Aber was hatte das zu bedeuten? Pastor Jen führte sie gar nicht zum Gästehaus, sondern etwas abseits zu dem Küchengebäude.

»Hier werden Sie wohnen«, sagte er ernst und deutete auf einen kahlen kleinen Raum, in dem eine Arbeitsbank, ein großer Eisenherd und ein Schaukelstuhl standen.

»Und wo sollen wir schlafen?«, fragte Wilda, die schon bemerkt hatte, dass das geräumige Schlafzimmer sich direkt über der Küche befand. Die Hitze des Herdes würde dort eine angenehme Wärme verbreiten.

»Kommen Sie, ich werde es Ihnen zeigen«, lautete die Antwort.

Zuerst waren sie erstaunt, dann entsetzt, als er sie aus dem Gebäude herausführte, über den Hof in das Gästehaus hinein, dort eine Treppe hinauf. Am entlegensten Ende des zweiten Stockes lag ein ungeheiztes kleines Zimmer, in dem es eiskalt war. Nur zwei Holzbetten standen darin und eine eingebaute Kommode.

Pastor Jen meinte entschuldigend: »Heute Nacht können Sie hier schlafen, aber Dr. C. möchte die Betten für sein Hospital haben.«

»Und was ist mit dem Schlafzimmer über der Küche?«, fragte Wilda. Sie dachte an ihr Baby.

»Dr. C. und seine Familie wohnen darin. Die beiden Krankenschwestern, eine davon ist meine Tochter, schlafen im Zimmer daneben. Mehr Zimmer haben wir nicht. Gute Nacht.« Pastor Jen machte noch eine Verbeugung und verließ das Haus.

Wilda, die trotz des heißen Tees noch nicht wieder warm geworden war, wandte sich erschrocken an ihren Mann. »Arthur, hier stimmt doch etwas nicht!«

Arthur blickte düster. »Das kommt mir auch so vor.«

»Sie scheinen uns auch nicht gerade begeistert erwartet zu haben ...«

»So einen eisigen Empfang habe ich noch nicht erlebt«, bestätigte Arthur.

»Man hat uns versprochen, dass wir den ganzen inneren Hof für uns haben«, jammerte die enttäuschte Mutter.

»Ja, aber den hat Dr. C. bereits beschlagnahmt ... Und es sieht nicht so aus, als würde er uns etwas abtreten. Wir müssen wohl nehmen, was man uns zur Verfügung stellt.«

»Aber Arthur«, protestierte Wilda, »was soll ich denn mit Lilah machen? Ich muss die Kleine doch baden, und im Winter be-

deutet das, ich muss sie in der Küche waschen, wo es warm ist. Soll ich sie anschließend etwa durch Schnee und Sturm tragen, um sie dann in diesem Eisloch ins Bett zu bringen!?»

»Eins nach dem anderen«, versuchte ihr Mann sie zu besänftigen. »Jetzt gehen wir erst mal hinunter und ich mache ein Feuer im Küchenherd an. Dann hole ich das Gepäck und schaue nach, ob ich ein paar Konserven und einen Topf finde. Immerhin hat Lilah nicht geweint. Und wie sie die beiden Krankenschwestern angelächelt hat! Sie haben sie direkt ins Herz geschlossen. Der Herr wird uns Freunde schicken, du wirst schon sehen. Ich habe gespürt, dass Pastor Jen gern mehr für uns täte, aber er hat es nicht gewagt. Wenn Pastor Chin von Lanzhou zurückkommt, wird er uns bestimmt helfen.«

Sie zündeten eine Petroleumlampe an und begannen, die Küche zu erforschen.

»Dieser riesige Ofen wird eine Menge Kohlen schlucken«, meinte die junge Mutter besorgt. »Wir brauchen einen dicken Geldbeutel, um mit diesem Herd über den Winter zu kommen.«

»Das habe ich auch gerade gedacht«, meinte ihr Mann, während er noch ein paar Kohlen aufs Feuer legte. »Da kommt der Pastor. Sicher ist unser Gepäck angekommen. Ist es in Ordnung, wenn ich die Laterne mitnehme, um nachzusehen? Oder warte, vielleicht finde ich eine Kerze.«

»Nein, nimm ruhig die Laterne, ich komme zurecht«, antwortete Wilda und öffnete ihren von der Fahrt feuchten Mantel, um sich am warmen Ofen zu wärmen.

Sie konnten sich später nicht mehr entsinnen, was sie an diesem Abend gegessen hatten. Arthur musste noch das Gepäck durch den Zoll schleusen und den Wagen durch die dunklen,

nassen Straßen zurückbringen. Doch bald lagen die drei in dem kalten winzigen Zimmer unter ihrer Bettdecke, seelisch und körperlich erschöpft. Bevor sie das Licht der Laterne löschten, beteten sie noch. Dann jedoch tauchte in ihren Köpfen wieder die Frage auf.

»Arthur, warum haben sie uns bloß eingeladen, wenn sie uns gar nicht haben wollen? Es war doch auf ihre Einladung hin, dass wir überhaupt kommen konnten! Sonst hätten wir ja gar keine polizeiliche Erlaubnis für die Reise erhalten.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Die Gemeinde in Huangyuan ist nicht die CIM. Die Gehälter der Pastoren sind immer von den Weißen bezahlt worden. Vermutlich haben sie geglaubt, dass wir ihre Gehälter aufbessern würden – und so dafür sorgen, dass sie diese große Station halten können. Vielleicht haben sie sich erkundigt, ob nicht ein anderer weißer Missionar hier wohnen könnte, und man hat ihnen gesagt, dass wir dazu bereit wären ... Also haben sie uns eingeladen. Aber in der Zwischenzeit haben sie erfahren, dass ihr Leben in Gefahr ist, wenn sie Gehälter von einem Ausländer annehmen. Und nun sind wir im Grunde eine Belastung für sie. Eigentlich müssen wir Mitleid mit ihnen haben.«

»Dann ist also alles ein Irrtum?«, fragte Wilda müde.

»Oh nein«, widersprach ihr Mann energisch. »Erinnerst du dich an den Vers, den ich in der Bibel las – an dem Morgen, als wir die Pässe bekamen? ›Aber in dieser Sache glaubtet ihr nicht dem HERRN, eurem Gott ...⁶ Es ging um unser Vertrauen zu

6 5. Mose 1,32.

Gott. Vielleicht hat Gott uns nicht zu der chinesischen Kirche geführt ... Aber es gibt ja noch die unerreichten Mongolen! Hast du heute Nachmittag bemerkt, wie viele verschiedenartige Menschen sich in dieser Stadt aufhalten? Noch nie haben wir eine bessere Gelegenheit gehabt, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, die bisher noch nie davon gehört haben. Hier wohnen Tibeter, Mongolen, Ureinwohner, Muslime, Chinesen und viele andere – ein geradezu strategischer Ort! Ich bin mir sicher: Wäre der Apostel Paulus hier, würde er bis zum letzten Atemzug die Stellung halten. Er würde bemerken, dass die Tibeter selbst aus Lhasa und Indien hierherkommen. Ebenso Mongolen aus allen Gebieten nördlich und westlich von Qinghai. Es würde ihn mit Macht auf diese Landstraßen hinausziehen ... Wilda, ich glaube, der Herr hat uns hierhergeführt. Wir sollten gespannt sein, wie sich sein Plan entwickelt.«

Trotz aller Schwierigkeiten schliefen Wilda und Arthur in dieser Nacht voller Vertrauen auf ihren Herrn – und mit einer neuen Vision für ihre Aufgabe in diesem entlegenen Landesteil.

WENN DIE HITZE KOMMT



Arthur sollte recht behalten mit seiner Annahme, dass Gott ihnen Freunde zur Seite stellen würde. Schon am folgenden Tag wurden sie von drei freundlichen Gesichtern begrüßt – einem chinesischen und zwei mongolischen.

Ben war erst achtzehn oder neunzehn Jahre alt, ein ehemaliger Schüler des *Grace Bible Institute* in Hangzhou, der als Heimatmissionar in die wilden, entlegenen Gebiete seines Landes gekommen war und den Rat und die Gemeinschaft der weißen Missionare suchte. Voller Hingabe folgte er dem Herrn. Ben wohnte zusammen mit einem mongolischen Lehrer, der auch die vorherigen Missionare unterrichtet hatte, direkt hinter ihnen. Dessen Frau Sengel war nur zu gern bereit, Wilda zur Seite zu stehen, wie sie es auch bei Mrs. Plymire getan hatte.

Arthurs Freude war groß, dass er nun wieder seine mongolischen Studien aufnehmen konnte, die er bereits in Lanzhou begonnen hatte, und auch Wilda freute sich über die Hilfe bei der primitiven Haushaltsführung.

Bereits am ersten Sonntag wurde Arthur gebeten, auf Chinesisch zu predigen, und das tat er auch. Er stellte dabei der Gemeinde die Notwendigkeit vor Augen, missionarisch zu arbeiten, um jene zu erreichen, die noch nie das Evangelium gehört hatten.

Am Schluss bat Pastor Jen um Freiwillige, die bereit wären, in die umliegenden Dörfer zu gehen und das Evangelium zu verkündigen. Arthur hob zusammen mit einigen chinesischen Christen die Hand. Doch während ein alter Christ die Freiwilligen in Gruppen einteilte, kam Pastor Jen auf Arthur zu und flüsterte ihm ins Ohr: »Sie gehen lieber nicht dorthin.« Dann bestimmte er ein Gemeindeglied, das mit Arthur gemeinsam die Christen in der Stadt besuchen sollte.

Als er am Nachmittag von solchen Besuchen zurückkehrte, sprach er mit Wilda über seine Erfahrungen. »Es ist offensichtlich: Jen und die anderen fürchten sich«, meinte er. »Anscheinend sollen wir der chinesischen Kirche nicht bei der Evangelisation helfen. Und Dr. C. hat mir klargemacht, dass er mich nicht in der Klinik benötigt. Dabei hat Pastor Chin uns doch gesagt, dass man uns bei der medizinischen Arbeit braucht ... Deshalb habe ich ja auch für 100 Dollar Medikamente gekauft!«

»Seine Wurzeln am Bach ausstrecken« – dieser Ausdruck aus Jeremia 17,8 beschreibt vielleicht das Vorrecht des Christen, ein Problem in der Gegenwart Gottes durchzudenken. Während Arthur das tat, kam ihm eine Idee. Die Mongolen-Karawanen kamen außerhalb der Stadtmauer vorbei, wo einige Häuser standen. Vielleicht könnte man eines der Häuser mieten und eine Art Herberge für die Karawanen einrichten? Die Mongolen brauchten einen sicheren Ort, an dem sie ihre Tiere und ihr Geschirr lassen konnten, während sie in die Stadt gingen, um Käufer für ihre Wolle zu finden und Einkäufe für die Rückreise zu tätigen – Gerstenmehl, Stoffe, Eisentöpfe und dergleichen. Vielleicht kannte Pastor Jen einen geeigneten Ort?

»Ja«, entgegnete der Pastor, als Arthur ihn fragte, »das ist bestimmt eine gute Idee.« Und tatsächlich kannte er einen Christen, der ein geräumiges Haus direkt an der Straße besaß. Dort gab es einen großen Raum im oberen Stockwerk, direkt über einem Hof, der groß genug war, dass Kamele darin untergebracht werden konnten.

Die beiden begaben sich sofort dorthin, und tatsächlich war der Besitzer bereit, das Haus zu vermieten. An diesem Abend kehrte ein glücklicher Missionar zu seiner Frau nach Hause.

»Wir haben es!«, rief er aus. »Ich werde es streichen lassen und dann Plakate in tibetanischer, arabischer und chinesischer Sprache an die Wände hängen, die das Evangelium verkündigen. Ich werde einen Lesetisch aufstellen mit Literatur in all diesen Sprachen, denn es werden ja nicht nur Mongolen dorthin kommen. Jetzt weiß ich auch, weshalb ich all die Medikamente mitbringen musste! Wir werden dort eine Klinik einrichten, sodass sie nicht nur für ihre Seele, sondern auch für ihren Körper Hilfe bekommen!«

In den folgenden Wochen arbeitete Arthur mit Feuereifer daran, die christliche Herberge einzurichten. Er legte einen Dielenfußboden, ließ einen Schrank für Medikamente bauen und ein großes Bett schreinern. Arthur setzte große Hoffnungen in das neu begonnene Werk. Eines Tages traf er einen Mongolenjungen, sprach mit ihm und merkte, dass dieser ihn verstand! Der Junge führte ihn sogar zu seinem Zelt und stellte ihn seiner Mutter vor.

In der Zwischenzeit waren zwei weitere chinesische Heimatmissionare zu Ben gestoßen, Timothy und John. Ihr lebendiger Glaube war auch für Familie Mathews ein Ansporn.

Wilda machte gemeinsam mit der Frau von Pastor Jen Hausbesuche in Huangyuan, nicht ahnend, dass ihre liebevollen Worte und ihr Lächeln in jenen Tagen der einzige Dienst waren, den sie den Leuten erweisen konnte. Hudson Taylor⁷ sagte einmal:

»Es liegt eine große Macht in persönlichen Kontakten. Die Menschen sind vielleicht unsauber und manchmal sind wir versucht,

7 James Hudson Taylor (1832–1905): Englischer China-Missionar, »Pionier im verbotenen Land«; Gründer der *China-Inland-Mission*.

unsere Röcke zusammenzuhalten, aber ich glaube, dass in diesem Fall kein Segen fließen kann ... Es liegt eine große Kraft darin, wenn wir diesem Volk nahekommen, und sogar in der Berührung liegt eine wunderbare Kraft. Eine arme Frau in Chengdu sagte, als sie von dem Tod einer bestimmten Missionarin erfuhr: »Was für ein Verlust für uns! Sie hat immer meine Hand gehalten und mich so getröstet ...« Jemandem die Hand auf die Schulter zu legen, darin liegt eine besondere Kraft. Berührung ist eine reale Macht, die wir für die Sache Gottes nutzen können.«

In diesen Tagen kam genau das zur Geltung: eine Berührung mit der Hand, ein liebevoller Blick, einfaches Reden. Es würde später, als solches Handeln der Mathews' durch die Regierung unmöglich gemacht wurde, in Erinnerung behalten werden.

Am 8. Dezember 1950 sollte die christliche Herberge eröffnet werden. Am Tag davor kam ein kleiner Junge zu Arthur gerannt. »Chinesen! Eine chinesische Truppe hat deine Herberge besetzt!«

Man kann sich Arthurs Gefühle vorstellen, als er zu dem Haus eilte. Tatsächlich – Mädchen und junge Männer einer Propagandagruppe hatten sich in den Räumen verteilt. Er konnte sie nicht an die Luft setzen, machte aber seinem Unmut Luft. »Ihr habt nicht das Recht, euch hier einzunisten! Ich bezahle die Miete und alles andere hier.«

Wenn er doch geschwiegen hätte! Zwar blieb die chinesische Gruppe nicht in dem Haus, doch am selben Tag kam Pastor Jen zu Arthur und bat ihn, sich nicht wieder in die Herberge zu begeben. »Wir Chinesen werden uns darum kümmern«, meinte er etwas betreten.

Am 9. Dezember betrat ein Polizist das Missionsgelände, marschierte in die Küche und erkundigte sich nach Timothy. Als der erschien, wurde ihm vorgeworfen, er habe sich bei seiner Ankunft in Huangyuan nicht ordnungsgemäß angemeldet. Weiterhin verkündete der Vertreter des Gesetzes: »Niemandem auf diesem Gelände ist es gestattet, ohne unsere Erlaubnis in den Dörfern zu arbeiten. Und die Weißen dürfen schon gar nichts tun. Sie dürfen keine Versammlungen außerhalb dieser Station abhalten, keine Schriften verteilen und keine Medikamente ausgeben. All ihre Tätigkeiten müssen sich auf dieses Gelände beschränken ...« – und mit diesen Worten verließ er sie.

Man kann sich vorstellen, was für eine vernichtende Niederlage dies für Arthur und Wilda bedeutete. Es war bereits der vierte Schlag, den man ihnen zumutete: Zuerst hatte man Arthur untersagt, bei der medizinischen Arbeit mitzuhelfen. Dann hatte man ihm verboten, in den Dörfern außerhalb der Stadtmauer zu evangelisieren. Danach hatte ihn der chinesische Pastor gebeten, nicht mehr zur Mongolen-Herberge zu gehen, die er mit so viel Mühe und Geld hergerichtet hatte – und nun sollte sein Wirkungskreis allein auf das Stationsgelände beschränkt werden. Was gab es innerhalb dieser Mauern schon zu tun? Es schien gerade so, als ob alle ihre Bemühungen, das Evangelium in Wort und Tat zu verbreiten, abgelehnt wurden. Die Freuden und Schönheiten in ihrem Leben trockneten aus ... Doch die »Bäume« des Herrn besitzen eine unsichtbare Quelle.

Arthur und Wilda standen nur wenige Möbel und praktisch keine Bücher zur Verfügung. Die Plymires dagegen, die vorher hier gearbeitet hatten, hatten genug davon besessen, und zu-

sammen mit den Habseligkeiten anderer Missionare lagerte alles in Koffern verpackt in einem Gepäckraum.

Einer dieser Missionare hatte Arthur in einem Brief gebeten, seine Koffer zu öffnen und ihm etwas daraus zu schicken. Also war Arthur mit dem Brief zu Pastor Jen gegangen. Die beiden schlossen das Zimmer auf, in dem das Gepäck aufbewahrt wurde. Der junge Samuel war jedoch sofort zur Stelle, stürzte zur Orgel mit den Worten: »Die haben mir die Plymires versprochen!«, und begann schon, sie aus dem Raum zu befördern.

Arthur begriff, dass das Öffnen der Koffer von den Chinesen als eine Art »Freigabe zur Plünderung« verstanden wurde. Daher weigerte er sich klugerweise, irgendetwas von den fremden Möbeln oder Büchern selbst zu benutzen.

Und so lebten Arthur und Wilda weiterhin in ihrer kleinen Küche mit nur einem Tisch, zwei Stühlen und einem Schaukelstuhl für das Kind. In die Ecke hatte Wilda einen großen Koffer gestellt und eine Reisedecke darübergerbreitet. Dies wurde nun ihre Gebetsecke. Hier knieten sie nieder und breiteten ihre Enttäuschungen vor Gott aus. Für Arthur war es besonders bitter, die Tür zu den Mongolen geschlossen zu sehen.

»... der ... sich nicht fürchtet, wenn die Hitze kommt; und sein Laub ist grün ...« Wieder einmal erhoben sie sich getröstet von ihren Knien und überlegten, was aus ihrem »mongolischen Traum« noch werden könnte.

Arthur besprach sich mit Pastor Jen und beschloss, das neu ausgestattete Gebäude als Basis für die Evangelisationsarbeit der chinesischen Kirche zu nutzen. Schließlich spielte es keine Rolle, *wer* diese Arbeit tat, wenn nur das Evangelium gepredigt wür-

de! Dafür waren ja auch die drei chinesischen Heimatmissionare hier, die nach einer offenen Tür Ausschau hielten. »Meine einzige Bedingung ist«, meinte Arthur, »dass Ben, Timothy und John das Haus ebenfalls als ihre Basis nutzen dürfen.«

Für die drei jungen chinesischen Missionare war die Situation ebenfalls nicht leicht. Sie kamen aus den zivilisierteren südlichen Provinzen, was man leicht an ihrem Akzent erkennen konnte. Alles Fremdartige erregte in jenen Tagen Argwohn, und so fühlten sich die drei jungen Männer hier im Norden auch fast wie Fremde. Immer enger schlossen sie sich an Arthur und Wilda an und suchten Gemeinschaft und Ermutigung.

Ben stand ihnen besonders nahe. Die Übersetzung seines chinesischen Namens lautete »Glorreiche Huld« – aber das sah geschrieben so umständlich aus und passte so gar nicht zu dem engagierten Jungen, der noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war. Arthurs Begeisterung für die Arbeit unter den Mongolen sprang sofort auf ihn über – und vielleicht wurde sie noch zusätzlich verstärkt durch die Einschränkungen, die dem weißen Missionar auferlegt wurden.

Wilda schrieb darüber in einem Brief an Freunde in der Heimat:

»Die Türen öffnen sich für andere – junge chinesische Männer und Frauen, die den Ruf in den Dienst vernommen und eine Ausbildung in einer Bibelschule oder einem Seminar erhalten haben. Sie wollen nun in das weite Erntefeld in Chinas Nordwesten kommen. Ben ist nach Dulan gereist, um unter den Mongolen zu arbeiten. Er ist von schwächtiger Gestalt und mit seiner Gesundheit steht es nicht zum Besten, doch er hat einen starken Glauben und festen Mut, was er bei dieser Arbeit sicherlich brauchen kann.

In der Nähe der kleinen Stadt Dulan leben möglicherweise mehr als fünftausend Mongolen-Familien in Zelten. Zu ihnen will Ben gehen. Das Leben dort ist sehr schwierig und teuer, und er lebt im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Glauben, denn er hat keine Gruppe hinter sich, die ihn unterstützt. Er hofft, sich durch Haarschneiden seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Herr W., ein christlicher Schuster aus unserer Gemeinde, ist ebenfalls nach Dulan gezogen, um dort das Evangelium zu verbreiten. Sicher werdet ihr für diese beiden Männer beten, die unter solchen Umständen das Licht verbreiten wollen.«

Ben blieb nicht lange in Dulan. Seine Geschichte ist typisch für die chinesische Kirchengeschichte mit ihrem Glauben, Leiden und den Enttäuschungen. Noch bevor das Jahr zu Ende ging, war er wieder bei Arthur und Wilda. Nach ihren eigenen Enttäuschungen wussten sie, wie sie ihren jungen Mitarbeiter trösten konnten.

Doch schon im nächsten Frühjahr freute sich Ben, dessen Zehen auf einer Fahrt fast erfroren waren, auf einen neuen Einsatz in Dulan. Und diesmal wusste er, was ihn dort erwartete. »*Und sein Laub ist grün ...*« Das galt für den jungen chinesischen Heimatmissionar so gut wie für die älteren, erfahrenen Ausländer. Die unsichtbare Quelle war nicht versiegt.

DER EISVOGEL KÄMPFT UM SEINE BEUTE



Arthur und Wilda hatten beschlossen, einen Ausreiseantrag zu stellen. Nachdem ihnen jeder Dienst außerhalb des Missionsgeländes versagt worden war, hatten sie sich, unter viel Gebet, zu diesem Schritt durchgerungen. Und sie fühlten sich auch darin bestärkt, als sie nämlich merkten, dass ihr Brief, der die Missionsleitung von diesem Entschluss in Kenntnis setzte, sich mit einem Brief aus dem Hauptquartier gekreuzt hatte. Alle Mitglieder der CIM wurden darin aufgefordert, China zu verlassen, da ihre weitere Anwesenheit der chinesischen Kirche schade und sie in Gefahr bringe.

In ihrer Naivität erwarteten die beiden, dass der Ausreiseantrag schnell genehmigt würde, da sie den chinesischen Machthabern so offensichtlich ein Dorn im Auge waren! Ihr Interesse an der Ausbreitung des Evangeliums unter den Mongolen war nicht geringer geworden, doch die Umstände schienen zu bestätigen, dass Gott wohl nicht *sie* als Werkzeuge gebrauchen wollte.

Dr. C. war inzwischen zum Vorsitzenden der örtlichen Mediziner-gesellschaft ernannt worden. Innerhalb weniger Tage hatte er angeordnet, die Klinik in der Mongolen-Herberge zu schließen. So mussten sich die chinesischen Heimatmissionare anderswo eine Unterkunft suchen. Die jungen Männer waren entmutigt. John beschloss, nach Hause zurückzukehren. Ben und Timothy dagegen reisten nach Shangqiu und Huanglong, um in den dortigen Gemeinden zu wirken. Zwischendurch kehrten sie immer wieder nach Huangyuan als ihrem Stützpunkt zurück.

Arthur tat es leid, dass die chinesische Kirche die jungen Männer nicht mehr unterstützen konnte. Doch es war schon zu Hinrichtungen gekommen, und jeder befand sich in Lebensgefahr.

Arthur schrieb:

»Der Pastor erklärte uns heute, dass sie versuchen wollen, eine Krippe für die Kinder der Soldaten einzurichten, wenn wir weg sind. Sie wissen, dass die ganze Station aufgelöst wird, wenn wir gehen. So liegt unsere Aufgabe und unser Wert nach Ansicht der hiesigen Kirche darin, durch unsere Anwesenheit eine Beschlagnahme der Gebäude zu verhindern.

Wir haben von ganzem Herzen alles versucht und wirklich geglaubt, dass der Herr uns hier eine Aufgabe gibt. Aber er hat die Türen absichtlich geschlossen – das hat er uns klar und deutlich gezeigt. Also können wir mit gutem Gewissen versuchen, durch die einzige Tür zu gehen, die uns in diesem Augenblick offen erscheint.«

Arthur und Wilda begannen ihre Habseligkeiten zu sortieren und verkauften alles, was sie bei der Ausreise nicht brauchen würden. Die Vorhänge wurden abgenommen, die Tischdecken ebenso – alles Schöne, mit dem Wilda versucht hatte, ihr kleines Heim wohnlich zu machen. In ungefähr einer Woche würden sie sich auf der Heimreise befinden, so glaubten sie, und behielten lediglich die Teller, Schüsseln und Becher aus Blech, die sie auf der Fahrt mit dem Lastwagen benötigten. Wilda hob außerdem noch ihren Schnellkochtopf auf, den sie gerne nach Amerika zurücknehmen wollte.

Einiges ihrer Besitztümer konnten sie an eine gläubige russische Familie verkaufen, die vor Kurzem in die Stadt gezogen war. Als Christen waren diese beim Regime nicht gut gelitten, und so gab Wilda ihnen noch einige Dinge zusätzlich.

Das Gesuch um die Ausreisegenehmigungen war am 3. Januar 1951 in die Hände der Behörden gelangt. Aber Tag für Tag verstrich und es gab keine Anzeichen, dass der Vorgang bearbeitet

wurde. Arthur und Wilda wollten jedoch nicht nachfragen, denn sie wären nur barsch zurückgewiesen worden – an der Regierung durfte es nichts zu kritisieren geben, die Behörden handeln immer perfekt.

Im Februar sickerte die Nachricht durch, dass gegen einen Missionar an einem anderen Ort falsche Beschuldigungen erhoben worden waren. Wenn ein Missionar bei den Chinesen besonders beliebt war, erfanden die Kommunisten die übelsten Anschuldigungen gegen ihn. Arthur erfuhr, dass der beschuldigte Missionar unter anderem des unmoralischen Umgangs mit weiblichen Bediensteten angeklagt wurde.

Das nahm Arthur sich als Warnung. Am 18. Februar sagte er zu seiner Frau: »Wilda, wir müssen Sengel entlassen. Es geht nicht mehr an, dass sie sich in der Küche aufhält, wenn ich morgens das Feuer entzünde. Lieber will ich Mädchen für alles sein, als dass solche Lügen über mich verbreitet werden!«

Zusammen mit dem mongolischen Lehrer und seiner Frau hatte Arthur täglich Morgenandachten auf Mongolisch abgehalten. Weil die Missionare die Station nun aber bald verlassen würden, brauchten sie auch keinen Unterricht mehr in der mongolischen Sprache zu nehmen. Arthur und Wilda schilderten den beiden nun auf liebevolle Weise die Situation, und diese beschlossen, zurück nach Xining zu gehen. So fehlten zwei weitere freundliche Gesichter auf der Station.

Immer noch hatten sie nichts bezüglich ihrer Ausreise gehört. Ende Februar schrieb Arthur in einem Brief an seine Eltern:

»An einem Tag sind wir so fröhlich und beschwingt wie die Heuschrecken, am anderen so niedergeschlagen, wie es eben geht ... Die

*Versuchung ist groß, zu denken, dass Gott uns den Weg verstellt.
Aber wir wissen, dass er einen Plan hat und für uns sorgt.«*

Am 8. März schien sich bei der Ausreisegenehmigung endlich etwas zu bewegen. Ein Regierungsbeamter der Zentralregierung war angekommen, der sich um die Ausreisanträge aller Missionare kümmern sollte. Sie gaben ihm den Spitznamen »Eisvogel«, wegen des Schriftzeichens, das seinen Nachnamen symbolisierte. Jetzt würde Bewegung in die Sache kommen!

Arthur wurde auf das Polizeirevier bestellt. Ein paar Tage vorher hatten sie eine Nachricht von J. R. Sinton erhalten, einem der Missionsdirektoren: »Ich habe soeben ein Papier unterzeichnet, das ihr wohl alle auch bald unterschreiben werdet ...« Sie wussten nicht, was er damit meinte, aber als Arthur vor dem Eisvogel stand, erschien dieser ihm sehr freundlich. Er erklärte den Zweck seines Kommens und bat Arthur, eine Petition für den Weltfrieden zu unterzeichnen.

Das ist ganz in meinem Sinne, dachte Arthur und setzte ohne weitere Überlegung seine Unterschrift unter das Papier.

Der Eisvogel wirkte erfreut. »Welchen Beitrag wollen Sie denn zum Weltfrieden leisten?«, fragte er. »Sie haben gerade eine entsprechende Petition unterschrieben. Da Sie während Ihrer Zeit bei der britischen Armee in Indien stationiert waren, schlage ich vor, dass Sie Ihre Missionsgesellschaft bitten, Sie als Missionar dorthin zu schicken. Wir würden Ihnen einen Buchstaben des Alphabets als Decknamen geben, sagen wir: Mr. X. Dann könnten Sie, beispielsweise einmal im Jahr, einen geheimen Bericht an einen anderen Mitarbeiter, sagen wir: Mr. P., weiterleiten. Seine und Ihre Identität werden sorgfältig

geschützt. Das Ganze dient nur dazu, die Sache des Friedens voranzutreiben.«

Sofort merkte Arthur, dass er in eine Falle geraten war. Die chinesische Regierung wollte ihn für geheimdienstliche Zwecke einspannen! Unter Weltfrieden verstand der Eisvogel etwas ganz anderes als er, nämlich eine vom Kommunismus beherrschte Welt. Und er war soeben aufgefordert worden, ein Mitglied der fünften Kolonne⁸ in Indien zu werden! Der Eisvogel deutete mit einem Lächeln an, dass die Ausreisepapiere schnell ausgestellt würden, wenn sie sich in dieser Sache einig werden könnten.

Arthur war entsetzt. Vorsichtig begann er, dem Beamten klarzumachen, er habe das so nicht gemeint. Aber er war sich auch nicht ganz sicher, ob er den Vorschlag richtig verstanden hatte. Andererseits wollte er den Eisvogel nicht herausfordern, solange es nicht unbedingt nötig war.

Man riet ihm, nach Hause zu gehen und sich die Sache zu überlegen. Am folgenden Tag sollte er seine Antwort mitteilen.

Auf dem Heimweg sah Arthur an den Stadtmauern Plakate mit langen Namenslisten, die mit roten Zeichen versehen waren. Das waren die Namen jener, die am nächsten Tag hingerichtet werden sollten – Menschen, die nicht bereit waren, mit dem Regime zusammenzuarbeiten! Wenn man auch ihn tötete, was würde dann mit seiner Frau und seinem Kind geschehen? Jahre später

8 *Fünfte Kolonne*: Bezeichnung für einen Spionagetrupp, der im Interesse einer fremden Macht den Umsturz einer bestehenden Ordnung zum Ziel hat – hier: chinesische Einflussnahme (mittels Spionen) in Indien. Der Ausdruck stammt aus dem spanischen Bürgerkrieg, als General Emilio Mola (1887–1937) – einer der Führer des Militärputsches gegen die bestehende Regierung – gefragt wurde, welche seiner vier Kolonnen denn Madrid einnehmen solle. Er antwortete: »Die fünfte Kolonne« – nämlich diejenigen (versteckten) Anhänger der Putschbewegung, die sich bereits in der Stadt befanden.

sagte er immer wieder: »Ich frage mich, ob Daniels drei Freunde auch ein kleines Mädchen zu Hause hatten mit einem süßen Gesichtchen, das ihnen vertrauensvoll die Händchen entgegenstreckte! Haben sie eine schutzlose Frau zurückgelassen, als sie sich für den Feuerofen entschieden?«

Er dachte nicht im Entferntesten daran, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber er hatte mächtig Angst bekommen. Er eilte heim und erstattete einen kurzen Bericht. Nach dem Abendessen trug er sein kleines Mädchen in das kalte Schlafzimmer und kehrte dann zu Wilda zurück.

»Warum hast du denn so unüberlegt unterschrieben?«, fragte sie niedergeschlagen.

»Weil Sinton in seinem Brief ein Papier erwähnt, das er unterschrieben hat. Ich frage mich, was er da unterzeichnet hat. Bestimmt nicht dasselbe wie ich. Was war ich bloß für ein Dummkopf!«

Die Dürre hatte einen Waldbrand entfacht, und die Flammen züngelten gegen die jungen Bäume, die der Herr gepflanzt hatte. Gab es noch eine Überlebenschance?

»... *der ... am Bach seine Wurzeln ausstreckt ...*« Wasser löscht das Feuer. So fielen die beiden auf die Knie und schlugen die Bibel auf. Ihr Blick fiel auf die Psalmen 140 bis 144, die unmittelbar in ihre Situation zu sprechen schienen:

»Befreie mich, HERR, von dem bösen Menschen« (140,2).

*»Die Stolzen haben mir heimlich eine Schlinge
und Fallstricke gelegt ...« (140,6).*

*»Als mein Geist in mir ermattete, da kanntest du meinen Pfad.
Auf dem Weg, den ich wandelte, haben sie mir heimlich
eine Schlinge gelegt« (142,4).*

*»Führe aus dem Gefängnis heraus meine Seele,
damit ich deinen Namen preise!« (142,8).*

»Eilends erhöre mich, HERR! Es verschmachtet mein Geist« (143,7).

*»Gepriesen sei der HERR, mein Fels, der meine Hände unterweist
zum Kampf, meine Finger zum Krieg« (144,1).*

»Reiße mich heraus und errette mich aus großen Wassern ...« (144,7).

»Gott, ein neues Lied will ich dir singen ...« (144,9).

Am nächsten Morgen wurde Arthur wieder vorgeladen. Da er nicht wusste, ob er ins Gefängnis geworfen oder getötet werden würde, küsste er seine Frau und sein Töchterchen, steckte sich ein Andachtsbuch in die Tasche und betete: »Setze, HERR, meinem Mund eine Wache, behüte die Tür meiner Lippen!«⁹

Der Eisvogel begrüßte ihn mit einem süffisanten Lächeln. »Sie haben die Petition für den Weltfrieden nur unterschrieben, weil Sie glaubten, wir würden Sie dann ausreisen lassen, stimmt's? Sie sind ein Heuchler! Welchen Beitrag zum Weltfrieden wollen Sie also wirklich leisten?« Dann wurde er drei Stunden lang mit zermürbenden Fragen, Vorschlägen und versteckten Drohungen gequält.

9 Psalm 141,3.

»Ich kann das, was Sie von mir verlangen, nicht tun«, sagte Arthur in einem späteren Verhör. »Die Bibel verbietet es mir.« Er wusste, dass der Eisvogel früher einmal in einer anderen Stadt einen biblischen Unterricht besucht hatte, der von einem CIM-Missionar geleitet worden war, und dass er daher die Grundzüge des Evangeliums kannte.

»Wo steht das?«, wollte der Eisvogel wissen. »Zeigen Sie mir die Stelle!«

Erfreut ging Arthur nach Hause und markierte sorgfältig die entsprechenden Textstellen im Neuen Testament. Doch als er die Bibel am folgenden Tag mitbrachte, wurde sie beiseitegeschoben. Als er die Polizeiwache verließ, warf ein Aufsichtsbeamter sie ihm verächtlich vor die Füße. »Hier haben Sie Ihr Buch!« Damit war die Sache abgetan.

An jedem Nachmittag auf dem Nachhauseweg sah er, wie die Menschen sich aus der Stadt hinaus zum Hinrichtungsplatz drängten. Jeder wurde gezwungen, bei den Exekutionen zuzuschauen, sogar die Schulkinder. Jeden Tag standen neue Namen auf den öffentlichen Listen. Doch Arthur und Wilda waren sich einig, dass sie unter keinen Umständen nachgeben würden.

Sieben lange Tage musste Arthur täglich ein solches Verhör über sich ergehen lassen. Und immer bot der Eisvogel ihm an, er könne ohne Schwierigkeiten ausreisen, wenn er nur ein klein wenig nachgeben würde.

»Neige mein Herz nicht zu einer bösen Sache ...; und möge ich nicht essen von ihren Leckerbissen!«¹⁰, war Arthurs ständiges Gebet. An jedem Abend in dieser langen Woche las das Ehe-

¹⁰ Psalm 141,4.

paar gemeinsam die Psalmen 140 bis 144, und jedes Mal schwand ihre Furcht. »... der ... am Bach seine Wurzeln ausstreckt ...« Aber es konnte nicht ewig so weitergehen.

An einem Tag überreichte ihm der Eisvogel einen langen Fragebogen, in dem es um »Sinnesänderung« ging und Gründe, die dafür sprachen, dem »imperialistischen Denken« und dem »faschistischen¹¹ Totalitarismus¹²« abzuschwören. Außerdem enthielt das Papier die Namen von fünf anderen Missionaren. Man forderte ihn auf, einen Bericht über sie zu schreiben.

Das war die letzte Kraftprobe. Arthur nahm den Fragebogen mit nach Hause, und gemeinsam baten die beiden Gott um die rechten Worte. Sie wussten: Arthurs Leben stand auf dem Spiel.

»Welchen Beitrag wollen Sie selbst zum Weltfrieden leisten?«, lautete eine Frage. Arthur schrieb: »Ich glaube, dass das Evangelium von Jesus Christus die größte Kraft für den Frieden in dieser Welt ist. Mein bester und einziger Beitrag für den Weltfrieden wird es sein, als Pastor oder Missionar das Evangelium zu verbreiten.«

In den Berichten über die anderen Missionare schrieb Arthur mit glühenden Worten alles erdenklich Gute, das er über diese gehört hatte. Ein chinesischer Freund kam zufällig vorbei – oder war er von Gott geschickt? – und sah den Bericht.

11 *Faschismus*: Ursprünglich das von Benito Mussolini (1883–1945) errichtete diktatorische Herrschaftssystem in Italien (1922–1945); später Sammelbegriff für nach dem Führerprinzip aufgebaute nationalistische, antidemokratische, rechtsradikale Systeme und Bewegungen. Das angeblich »faschistische« Denken, dessen die Missionare hier bezichtigt wurden, stand im Gegensatz zur Lehre des *Kommunismus*, der in China zu dieser Zeit zu etablieren versucht wurde.

12 *Totalitarismus*: Herrschaftssystem, das in alle sozialen Bereiche hineinwirken möchte, z. B. um die Menschen nach einer bestimmten Ideologie zu formen; ein Beispiel ist das nationalsozialistische Regime in Deutschland von 1933 bis 1945; eine *totalitäre* Diktatur grenzt sich von der *autoritären* Diktatur ab, die nämlich keine klar formulierten ideologischen Ziele verfolgt.

»Das gibst du ihnen besser nicht«, rief er angstvoll aus. »Sie könnten deine Worte ausradieren und sie durch üble Beschuldigungen ersetzen ... Und dann steht deine Unterschrift darunter!«

Arthur blickte ihn entsetzt an. »Wenn das so ist, dann nichts wie ins Feuer damit!«, rief er impulsiv. Und so geschah es dann auch.

In ernster Stimmung nahmen sie am nächsten Morgen voneinander Abschied. Es lag auf der Hand, dass der Eisvogel erobert sein würde. Immer noch wurden täglich Menschen hingerichtet. Man kann sich vorstellen, wie den Eheleuten bei diesem Abschied zumute war. So machte sich Arthur auf den schweren Weg zur Polizeistation.

»Die Papiere?«, fragte der Eisvogel lauernd.

Arthur überreichte ihm die Erklärung über seinen Beitrag zum Weltfrieden.

Sein Gegenüber blickte ihn finster an. »Kennen Sie ...?«, brüllte der Eisvogel und nannte den Namen des Missionars, dem so üble Dinge vorgeworfen worden waren.

»Ja.«

»Er glaubt, er kann aus China ausreisen. Aber das wird ihm nicht gelingen! Ich habe jeden Hafen angewiesen, ihn aufzuhalten.«

Dieser Hassausbruch ließ Arthur zusammenzucken. Aber gleichzeitig musste er schnell die Augen niederschlagen, damit der andere nicht seine triumphierende Freude bemerkte – denn er wusste, dass dieser Missionar das Land bereits verlassen hatte! »Und du wirst Zuflucht finden unter seinen Flügeln«¹³ – die

13 Psalm 91,4.

Fittiche Gottes hatten sich so sanft um sein Kind gehüllt, dass der Eisvogel offenbar noch gar nicht gehört hatte, dass ihm seine Beute entgangen war. Dieses Wissen verlieh Arthur neuen Mut, dem nächsten Angriff standzuhalten.

»Wo ist Ihr Bericht über die fünf Missionare?«

Arthur richtete sich gerade auf. »Ich bin kein Judas. Wenn Sie von mir oder einem anderen Mitglied der China-Inland-Mission so etwas erwarten, haben Sie sich in uns getäuscht. Wenn wir so handeln, wäre das Verrat an der Sache Christi.«

»Die Zentralregierung hat mich bevollmächtigt, Ihnen die Ausreisebewilligung zu erteilen, wenn alles zufriedenstellend verläuft«, sagte er bedächtig. »Schade, dass Sie die Zusammenarbeit verweigern. Eine kleine Sache ist übrigens noch dazwischengekommen ... Jemand hat Anschuldigungen gegen Sie erhoben, und denen müssen wir natürlich nachgehen. Solche Nachforschungen nehmen unter Umständen viel Zeit in Anspruch. Sie können jetzt nach Hause gehen.« Dies war das Letzte, was sie vom Eisvogel hörten. Am nächsten Tag fuhr er zurück nach Peking und kam nie wieder.

Wilda war überglücklich, als Arthur an diesem Abend nach Hause kam. Zumindest war er noch frei – und nicht im Gefängnis oder auf dem Hinrichtungsplatz. Aber als sie die Kleine zu Bett gebracht hatten, kam ihnen ihre schlimme Lage erst richtig zu Bewusstsein. Sie kamen sich vor wie zwei kleine Sandkörnchen, umgeben von hasserfüllten Gegnern. Zwischen ihnen und dem nächsten chinesischen Hafen lagen Hunderte von Kilometern. Man würde sie anklagen, und niemand würde der Sache wirklich auf den Grund gehen. So schrien die beiden in jener Nacht verzweifelt zu Gott: »Herr, rede zu uns!«

Und er tat es. Als sie die Bibel aufschlugen, fiel ihr Blick auf Jesaja 49,25: »... und die Beute des Gewaltigen wird entkommen. Und ich werde den bekämpfen, der dich bekämpft; und ich werde deine Kinder retten.«

Zuversichtlich standen Arthur und Wilda auf. »Wir haben seine Verheißung«, meinte Arthur, »wir sind nicht die Beute des Gewaltigen, sondern Gefangene Christi. Das heißt: Wir sind der Bosheit der Menschen nur eine kleine Zeit ausgeliefert, damit die Größe seiner Macht sichtbar werde!«

Und so trieben die kleinen Bäume inmitten der sengenden Dürre zarte grüne Blättchen des Glaubens.

Am folgenden Sonntag wurde Arthur gebeten, in der Gemeinde zu predigen. Als Thema wählte er die Geschichte vom brennenden Dornbusch. »Ihr werdet brennen, aber nicht verzehrt werden«, tröstete er die anderen Christen und erzählte ihnen von seinen Erlebnissen mit dem Eisvogel und wie Gottes Antwort ausgesehen hatte.

Er wusste nicht, dass dies seine letzte Botschaft an die chinesische Gemeinde war. Und so hätte er kein besseres Thema wählen können!

*»In meinem Kampf verhüllt der Staub
ihn und seine Herrlichkeit.
Wenn ich ihn nicht zu spüren glaub
inmitten der Furchtsamkeit,
hebe ich meine Augen und schaue
sein Banner der Liebe, auf das ich traue.«¹⁴*

14 Engl. Original:

*My cloud of battle-dust may dim
His veil of splendour, curtain Him;
And, in the midnight of my fear,
I may not feel Him standing near.
But, as I lift mine eyes above,
His banner over me is love.
Gerald Massey (1828 – 1907)*

DER GLAUBE GERÄT UNTER DRUCK



Wie gut, dass unsere Erlösung nicht von unseren menschlichen Gefühlen abhängig ist! Der Herr ist nahe, ob wir etwas von seiner Gegenwart spüren oder nicht. Es ist nicht so wie bei menschlichen Gefühlen, die schwankend sind und von Liebe in Hass umschlagen können, so wie die erschütternde Geschichte von Amnon und Tamar beweist.¹⁵ Das Blut Christi *tilgt* unsere Schuld, egal ob wir »fühlen«, dass wir einen festen Glauben haben, oder ob wir von Ängsten geschüttelt werden.

In der Begeisterung darüber, dass Gott ihnen die Befreiung zugesichert hatte, war es Arthur und Wilda gar nicht aufgefallen, dass da ja kein Zeitpunkt genannt war. Es sollte noch volle zwei Jahre dauern, für einen von beiden sogar noch länger. Als die Tage vergingen und es keinerlei Anzeichen für die verheißene Befreiung gab, wurde ihr Glaube schwer auf die Probe gestellt.

So unterschiedlich wie die Menschen und ihre Situation, so verschieden sind auch ihre Glaubensprüfungen. Arthurs Prüfung bestand in der Angst, was mit seinen Lieben geschehen würde, wenn er von ihnen getrennt werden sollte. Die Verheißung der Befreiung beruhigte ihn.

Wildas Prüfung bestand im Zweifel. War dies wirklich Gottes Handeln mit ihnen, oder waren sie Opfer eines Versehens? Standen sie wirklich unter Gottes Führung, oder mischte sich Satan in ihre Angelegenheiten? Es war das alte Problem der äußeren Umstände, die ihre Entscheidungen beeinflusst hatten.

Hätten sie doch nur nicht den Brief erhalten, in dem die Gemeinde von Huangyuan sie einlud! Immer wieder hörten sie

¹⁵ Vgl. 2. Samuel 13,1-22.

von anderen Missionaren, die in die Heimat zurückkehren durften. So hätte es auch ihnen gehen können, wären sie nicht nach Huangyuan gekommen.

Hätte Arthur doch bloß nicht diese Petition für den Weltfrieden unterschrieben! Dann hätte der Eisvogel keinen Anlass zur Hoffnung gehabt, ihn zum Kommunismus zu bekehren. Er hätte nicht »sein Gesicht verloren« und ihnen womöglich die Ausreisepapiere ausgestellt.

Warum waren sie an einen so armseligen Ort geschickt worden? Warum hatte Gott zugelassen, dass die Türen zur Ausbreitung des Evangeliums geschlossen wurden?

Und wenn sie schon hierbleiben mussten – warum hatte Gott sie nicht davor gewarnt, all ihre Habseligkeiten wegzugeben? Warum? War es etwa falsch gewesen, hierherzukommen?

Wenn ein Kind Gottes eine falsche Entscheidung trifft, fällt es dann aus der Gnade Gottes heraus und befindet sich nun außerhalb seines Machtbereichs? Gerät es direkt in die Hände Satans und wird Opfer seiner Bosheit? Diese uralten Fragen bedrängen wohl jeden Christen, der seinem Herrn ernsthaft nachfolgen will.

Der 25. März 1951 blieb Wilda immer als das »schwarze Ostern« in Erinnerung, denn an diesem Tag erreichte ihre Verzweiflung den Höhepunkt. Während des letzten Gottesdienstes mit den Chinesen ließ der Gemeindeführer das Lied »Er lebt« anstimmen. Wilda merkte plötzlich, dass sie nicht mehr mitsingen konnte. *Wenn er wirklich heute lebt*, dachte sie, *warum hat er dann all dies zugelassen?* Ihr blieb das Lied regelrecht im Hals stecken.

Was für ein erschreckender Augenblick für eine Missionarin! Die Dürre hatte bisher nur den äußeren Komfort und ihre Handlungsfreiheit erfasst. Würde sie nun auch die Wurzeln zerstö-

ren, mit denen der Baum sich zum Wasser ausstreckte? Sicher können auch die Wurzeln angegriffen werden, aber wenn der junge Baum sich kontinuierlich nach dem Wasser des Lebens ausstreckt, werden die Dürre und selbst der Waldbrand zurückgetrieben.

Als Wilda später in ihrer Küche ihren eintönigen Arbeiten nachging, fielen ihr plötzlich zwei Schriften ein, die sie besaß. Der eine Text trug den Titel »Das Wenn in unserem Leben«, der andere behandelte die Rolle der äußeren Umstände.

Wenn nur dieser Einladungsbrief nicht gekommen wäre! Wilda holte die Schriften hervor und las:

»Herr, wenn du hier gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben.«¹⁶ Jesus hätte tatsächlich dort sein können, er war nicht weit entfernt. Er wusste, dass Lazarus krank war – und ließ ihn sterben. Ich glaube, dass das für die Frau sehr schwer war ... Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass es in jedem Leben ein Wenn gibt, etwas, das Gott auch anders hätte geschehen lassen können, weil er alle Macht dazu hat. Und doch hat er dieses Wenn zugelassen.

Ich möchte die Bedeutung dieses Wenns in deinem Leben nicht schmälern, was es auch sein mag ... Komm damit zum Herrn, und lass dir von ihm sagen, was er zu Martha gesagt hat. Er begegnete ihrem Wenn mit seinem Wenn! »Habe ich dir nicht gesagt: Wenn du glaubtest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen?«¹⁷ In

16 Johannes 11,21.32.

17 Johannes 11,40.

dem Wenn deines Lebens soll sich also die Herrlichkeit Gottes offenbaren ...

Weißt du, dass eines Tages ein Licht auf das Wenn in deinem Leben fallen wird? Sage dir also: »Alles, was mir geschehen ist, alles, was mir genommen wurde, soll dazu dienen, dass ich im Glauben wachse ...« Stell dich dem Wenn in deinem Leben und sage: »Dafür habe ich Jesus.««

Im zweiten Text las Wilda:

»Das Geheimnis von Hudson Taylors innerer Gelassenheit inmitten solcher Stürme des Hasses war seine Weigerung, auf etwaige andere Ursachen seiner Lebensumstände zu sehen. Er glaubte, dass er es einzig und allein mit Gott zu tun habe.«

Als Hudson Taylors Frau starb, schrieb dieser:

»In der Zufriedenheit mit seinem Willen und Weg ist Ruhe.«

Wilda suchte in der Bibel weiter. Sie las: »Ihr werdet hierbei nicht zu kämpfen haben; tretet hin, steht und seht die Rettung des HERRN an euch, Juda und Jerusalem! Fürchtet euch nicht und erschreckt nicht; morgen zieht ihnen entgegen, und der HERR wird mit euch sein!«¹⁸ Und weiter: »Bleib, meine Tochter, bis du weißt, wie die Sache ausfällt.«¹⁹

18 2. Chronik 20,17.

19 Ruth 3,18.

Der Herr tadelte Martha nicht für ihr *Wenn* – ebenso wenig Maria, doch mit ihr weinte er. Er weinte mit ihr in den Schwierigkeiten, durch die allein man jedoch geistlich wachsen kann. Denn auch er hat durch Leiden Gehorsam gelernt.²⁰

Zwei Wochen nach diesem »schwarzen Ostern« schrieb Wilda in ihr Tagebuch:

»Der Herzenskonflikt war furchtbar, doch nun haben wir wieder inneren Frieden. Wir können nur Noomis Anweisung folgen und ›bleiben‹, indem wir darauf vertrauen, dass uns alle Dinge zum Besten dienen.«

Arthur notierte etwa zur gleichen Zeit:

»Du hast es getan«²¹ ist der Satz, den ich momentan vor mir habe. Also wollen wir weder hinterfragen noch klagen, auch wenn wir in dieser Zeit den Sinn nicht erkennen können. ›Und deine Hand hat sich auf mich herabgesenkt.«²² Nicht die eines anderen, sondern deine!«

Und weiter:

»Diese Glaubensprüfungen sollen uns Geduld verleihen, denn Geduld entsteht nur, wenn der Glaube in die Folterkammer kommt. Aufzubegehren, weil der Druck zu stark wird, und sich Sorgen zu

20 Vgl. Hebräer 5,8.

21 Psalm 39,10.

22 Psalm 38,3.

machen, hieße, all das Gute zu verlieren, das er auch in dieser Situation für uns bereithält.«

Wilda hat dieses Erleben später als ihr »Laugenbad« verstanden. Als junges Mädchen hatte sie einen Sommer lang in einer Konservenfabrik gearbeitet. Die Pfirsiche kamen dort zunächst in ein Laugenbad, damit man die Haut besser abziehen konnte, bevor sie weiterverarbeitet wurden. Wilda hatte eine sehr empfindliche Haut, und noch Monate danach schälte sich die Haut von ihren Händen, so stark hatte die Lauge gewirkt. Ähnlich – in übertragenem Sinne – war es auch mit dieser Glaubenserfahrung. Viele »Schichten« mussten entfernt werden, etwa, dass sie an Gottes Einflussmöglichkeit zweifelten, dass sie sich so schnell ärgerten, dass sie so ungeduldig waren (»Wann können wir endlich ausreisen?«) und vieles mehr.

Am 10. April 1951 schrieb Arthur:

»Wilda leidet unter der Höhe (2 900 Meter) und darf sich nicht übernehmen, Lilah fühlt sich glücklicherweise wohl – außer, dass sie momentan keine Eier mag, weil sie nicht mehr so intensiv schmecken wie die im Winter!

Die chinesischen Christen arbeiten gut zusammen, wir hoffen, dass sie sich richtig verhalten. Wenn es für uns an der Zeit ist zu gehen, wird es keine große Abschiedszeremonie geben.

Betet für uns alle, dass unter allen Umständen Christus unser Leben sei. Das allein ist wichtig.«

Inspiziert durch durch einen Text, den er gelesen hatte, verfasste Arthur in den Monaten danach die folgenden Zeilen:

»Unter Gottes Willen steh ich, wenn ich, trotz der droh'nden Not,
nun verlass' den sich'ren Hafen, zu erfüllen sein Gebot.
Wenn auch Wellen mich erdrücken, schlimme Angst den Glauben
schwächt,
bau ich doch auf sein Versprechen, welches ewig bleibt echt.

Unter Gottes Willen steh ich; wenn's mir auch zu schaffen macht:
Dort, wo wilde Kriege toben, ist der Platz, mir zugedacht.
Stürmen Feinde meine Festung, wenn die Schlacht verloren scheint,
halt ich fest an seinem Sieg mich, was es auch zu kosten meint.

Unter Gottes Willen steh ich, geht's auch über den Verstand,
will nicht äuß're Dinge anseh'n – alles kommt aus seiner Hand.
Wollen schwarze Wolken kommen und der Weg verdunkelt sich,
möcht' ich ihm vertrauen lernen, denn ich weiß, er leitet mich.

Unter Gottes Willen steh ich, wenn ich leider spärlich nur
in den Umständen erkenne seiner Hände klare Spur;
doch im Finst'ren wie im Hellen, ja, bei Nacht und Sonnenschein,
will ich trau'n auf seine Nähe – er wird immer bei mir sein!«²³

Es war ihre Antwort auf die Dürre, die immer stärker wurde.
Doch das Laub blieb grün ...

23 Engl. Original:

*In the centre of the circle of the will of God I stand,
As I launch from sheltering harbour to obey His last command.
What though waves o'erwhelm my vessel, and grim fears my faith assail,
Still I'll stay upon His promise, for that cannot, will not fail.*

*In the centre of the circle of the will of God I stand,
Where the warfare wages fiercest, 'tis the place that He has planned.
Though dread foes may storm my castle, and the battle seem but lost,
I will claim in Him the vict'ry, and hold on whate'er the cost.*

*In the centre of the circle of the will of God I stand,
There can be no second causes, all must come from His own hand,
When dark clouds obscure my vision, and the way I may not see,
I will trust Him in the darkness, for I know He pilots me.*

*In the centre of the circle of the will of God I stand,
Though the circumstances round me show small trace of His skilled hand,
Yet in darkness as in daylight, in the gloom as sunshine fair,
I will trust Him for His presence, for I know He's always near!*

»DU BIST GOTT«



Eine Woche nach besagtem Ostergottesdienst kam Pastor Jen zu Arthur und deutete ihm an, es sei wohl besser, wenn Wilda und er nicht mehr in den Gottesdienst kämen. Spione der Regierung nahmen nämlich an Gottesdiensten teil, um Anklagepunkte gegen Christen zu sammeln. Oft waren es ganz unbedeutende Angelegenheiten – und so war jeder Christ ängstlich darauf bedacht, sich nichts zuschulden kommen zu lassen, das in irgendeiner Weise gegen ihn verwendet werden konnte. Die Gemeinde wegen dieser ängstlichen Haltung zu kritisieren, steht daher keinem Außenstehenden zu ...

Die »kleine Sache«, die »dazwischengekommen« war, um den Eisevogel zu zitieren, waren beispielsweise folgende Beschuldigungen, die Arthur zur Last gelegt wurden. Sie stammten von einer Frau namens Leah, die den Mathews' von der vorherigen Station her bekannt war. Sie hatte als Spionin für eine Frau Kao gearbeitet – diese wiederum kannten die beiden nicht. Im Einzelnen wurde Arthur Folgendes vorgeworfen:

1. Er habe auf einem Tisch gestanden, der der Kirche gehörte.
2. Er habe eine Gedenktafel missbraucht, die einem Dr. Kao gewidmet war.
3. Er habe einen Hund getötet.
4. Er habe die Tür der Gemeindeküche verriegelt.
5. Er habe die Schule in Zhangye geschlossen.

In jedem dieser Anklagepunkte war ein Körnchen Wahrheit enthalten. Der Tisch war alt und wackelig, und die Gemeinde hatte ihnen erlaubt, ihn zu benutzen. Der Hund war ein herrenloses, herumstreunendes Tier, und der Diakon hatte Arthur gebeten, es

zu töten. Bei der Küchentür und der Schule hatte Arthur im Auftrag der Gemeindeleitung gehandelt.

Arthur verfasste ein Schreiben, in dem er sich zu jedem dieser Anklagepunkte bekannte – es war ein Meisterstück des Zuckreuz-Kriechens. Die Kommunisten, die nur auf den Wortlaut achteten, sahen darin gutes Material für ihre missionsfeindliche Propaganda, nicht aber die Ausländer, die es zu lesen bekamen. Die Missionare in Lanzhou amüsierten sich köstlich über den versteckten Sarkasmus, der hinter den Formulierungen steckte. Man einigte sich schließlich darauf, Frau Kao drei Millionen chinesische Dollar als Abfindungssumme zu zahlen. (Das waren ungefähr 135 US-Dollar.)

Unter einem solchen Regime war es angeraten, möglichst wenig Kontakt zu Ausländern zu pflegen – daher die Bitte der Gemeindeleitung, nicht mehr zu den Gottesdiensten zu erscheinen. Für Arthur und Wilda bedeutete dies jedoch, dass sie von jeder geistlichen Gemeinschaft mit ihren chinesischen Geschwistern abgeschnitten waren. Von da an hielten sie jeden Abend eine längere Andacht in der Küche und einen eigenen Gottesdienst am Sonntag.

Im folgenden Monat – im Mai 1951 – durften sie im oberen Stockwerk einen weiteren Raum benutzen, der nicht ganz so heiß war, da jetzt der Sommer bevorstand.

Mitte Juli erfuhren sie, dass alle Missionare in Xining (außer Clarence Preedy) Ausreisegenehmigungen erhalten hatten und nach Hause fuhren. Außerdem erhielten sie die Nachricht, sie sollten sich ebenfalls zur Ausreise bereitmachen. Da Wildas Eltern beide krank gewesen waren, kamen sie zu dem Schluss, Gott werde ihnen nun die Heimkehr ermöglichen, damit die Großel-

tern zum ersten Mal die kleine Lilah sehen könnten, die sie noch gar nicht kannten. Sie packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und standen stets auf Abruf bereit. Doch als keine weitere Nachricht kam, merkten sie, dass auch dies nur eine weitere Schikane gewesen war. Wilda schrieb in einem Brief:

»Kurz nachdem ich das letzte Mal geschrieben habe, ist unsere Hoffnung für kurze Zeit in höchste Höhen gestiegen, um dann wieder unsanft auf dem Boden zu landen. So scheint es im Leben zu gehen. Auch unser innerer Friede verschwand für einige Tage, weil wir auf Menschen geblickt haben. Doch nun hat unser himmlischer Vater unsere Augen wieder auf sich selbst gerichtet und wir sind ruhig geworden ...

Zwei Worte fassen diese beiden Wochen zusammen: packen und warten. Alles ist gepackt. Für Lilah nehme ich jeden Tag frische Sachen aus dem Handkoffer. Wir haben sogar eine Zeit lang bei anderen gegessen, weil unser Geschirr eingepackt ist. Das kann so nicht weitergehen. ... Schon wieder ist eine Gruppe von Missionaren ausgereist. ... Bestimmt ist dies alles für euch eine genauso große Enttäuschung wie für uns. Aber Gott ist mächtig, und wir glauben fest an seine Güte.«

Arthur und Wilda merkten, dass jedes grüne Blatt, das sie hervorbrachten (insbesondere in Briefen), sofort vom Feind bedroht wurde. Arthur schrieb einmal: »Schlaf weiter, Herr, auch wenn das Boot von Wellen überrollt wird.« Nicht einmal einen Monat später sollte sich eine Welle erheben, die Wilda wegzureißen drohte.

Wilda war seit einigen Monaten wieder schwanger. Wie schön, dass Lilah einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwes-

ter bekommen sollte! Aber im September musste sie in Arthurs Abwesenheit die schwere Kellertür heben, und da geschah es: Wilda verlor nicht nur das Kind, sondern wurde selbst so krank, dass es tagelang aussah, als würde sie sterben.

Im März noch hatte Arthur sich Sorgen gemacht, was aus ihr werden sollte, wenn man ihn hinrichten würde. Damals hätte er sich nicht vorstellen können, dass seine nächste Sorge darin bestehen würde, dass sie vielleicht vor ihm gehen musste. Was sollte er tun? Er hatte keinerlei medizinische Erfahrung mit so einer Situation. Während er für seine Frau betete, fiel ihm der römisch-katholische Priester ein, der in Huangyuan lebte. Arthur suchte ihn auf und fand ihn sehr sympathisch und freundlich. Der Priester schlug eine Behandlung mit Sulfonamid vor. Arthur hatte dieses Medikament noch in seinen Vorräten für die Mongolen-Klinik. Der Priester gab ihm aber noch etwas davon in Pulverform sowie eine Spritze. Und wirklich: Mit Gottes Hilfe waren diese Mittel erfolgreich und das Fieber begann zu sinken.

Doch dies sollte noch nicht die letzte Prüfung in diesem Jahr gewesen sein.

Als Dr. C. merkte, dass ihm bei seiner medizinischen Arbeit von Arthur und Wilda keine Konkurrenz drohte, kam er zuweilen in ihre Küche, um sich mit ihnen zu unterhalten. Im Dezember hörte Wilda von Scharlachfällen in der Stadt. So war sie nicht gerade erfreut, als der chinesische Arzt nach der Rückkehr von einem solchen Krankenbesuch in ihre kleine Küche trat, um mit Lilah zu spielen und ihr aus Bilderbüchern vorzulesen.

Nachdem er gegangen war, versuchte Wilda, alles, was er berührt hatte, so gut es ging zu sterilisieren. Lilah hatte ja nur drei Bücher und wenige Spielsachen. Doch zwei Tage vor Weihnach-

ten wollte die Kleine abends nicht essen. Sie klagte über Halsschmerzen, und als Arthur sie hinüber ins Schlafzimmer trug, fühlte sie sich fiebrig an.

Schnell holten sie ihr medizinisches Handbuch hervor und suchten im Kerzenlicht nach den betreffenden Symptomen. Als sie an die Stelle gelangten, in denen Lilahs Symptome beschrieben waren, hieß es in dem Buch: »Befragen Sie in diesem Stadium Ihren Arzt.« Arthur warf das Buch in die Ecke und kniete nieder. Er hatte ja einen großen Arzt.

Der erste Schritt bestand darin, das Kind aus dem eiskalten Schlafzimmer herauszuholen. Also wickelte Arthur die Kleine in Decken und schickte sie mit ihrer Mutter in die warme Küche hinunter, während er die Betten auseinandernahm und sie über den Balkon hinunterließ. Anschließend stellte er sie in der Küche auf. Später schrieb er:

»Lilahs Bett passt gut in die Speisekammer der Plymires. Wildas Bett verwandeln wir tagsüber in eine Couch, und ich fühle mich wie der Gelähmte in der Bibel mit einem beweglichen Bett, das bei Bedarf aufgestellt wird ... Wir sind in diesen Tagen sehr beschäftigt. Ich musste das Getreide reinigen, rösten, mahlen, alles in den letzten beiden Tagen. Ich betätige mich auch als Wasserträger, Heizer, Bäcker und anderes mehr, nicht zu vergessen als Arzt.«

Wilda schrieb über diese Zeit:

»Am 19. Dezember hatte Arthur eine schlaflose Nacht wegen eines Zahnes, der ihm schon seit einem halben Jahr Beschwerden verursachte. Am nächsten Tag wollte er ihn sich ziehen lassen. Da wir

keinen Zahnarzt in Huangyuan haben, ging er zu Dr. C. – und der brach ihn ab. Dafür brauchte er einen ganzen Nachmittag! Arthur kam zitternd wie Espenlaub nach Hause und musste am folgenden Tag wieder hingehen. Danach verbrachte er einen Tag im Bett ... So wurde mir erst einmal klar, was er alles für uns tut! Es ist ja nicht gerade leicht, einen Kohlenherd mit Reisig zu heizen, um Frühstück und Mittagessen auf einmal zu kochen – und nebenbei auch alles andere zu erledigen, während es in der Küche warm ist. Lilah die Treppen hinauf- und hinunterzutragen, tat mir auch nicht gerade gut. Ich bekam einen schlimmen Husten, der sich zu einer schweren Erkältung ausweitete.

Am 24. Dezember bekam Lilah hohes Fieber. Wir versuchten, sie mit Sulfonamid zu behandeln. Nun hat sie auch Ausschlag bekommen und eine Himbeerzunge – wir schließen daraus, dass sie Scharlach hat. Fast jede Missionarsfamilie, die vor uns hier war, hat ein Kleinkind durch Scharlach verloren. Wir glauben, dass die kleinen Herzen die Höhe nicht verkraften. Vielleicht könnt Ihr euch vorstellen, wie uns zumute ist!«

Zum Weihnachtsfest hatte Wilda einen kleinen Rosenstock in einem Topf gezogen und ihn mit kleinen Wattebäuschen bestückt, sodass er wie verschneit wirkte. Sie hatte auch eine rote Kerze aufgespart, um sie vor dem Bäumchen anzuzünden. Doch am 25. Dezember war ihnen nicht nach Feiern zumute – stattdessen kämpften sie um Lilahs Leben. Zwei Nächte lang verlangte sie jede halbe Stunde etwas zu trinken, stieß ihr Bettzeug weg, wälzte sich umher und döste dann wieder ein.

Doch das Medikament half offensichtlich, und am Neujahrstag schrieben die Mathews’:

»Sie ist nur noch ein Schatten ihrer selbst, aber wenigstens hat sie wieder angefangen zu essen, und das Fieber scheint nachzulassen.«

Ein paar Tage, bevor das Kind Halsschmerzen bekam, hatte Arthur in sein Tagebuch geschrieben:

»Er will, dass wir uns keine Sorgen machen. So wie sich unsere Kleine auch um nichts sorgt!«

Dann wurde das kleine Mädchen schwer krank. Jedem Beweis von Gottes Treue schien ein Test zu folgen, der ihren Glauben auf die Probe stellte.

Manche Herzensprüfungen sind nur im Himmel sichtbar. »Siehe, der Satan hat begehrt, euch zu sichten wie den Weizen«, sagte der Herr zu Simon. Doch dann fügte er einen Satz hinzu, der klarmacht, dass es ein *Gott der Liebe* war, der dies zulassen würde: »Ich aber habe für dich gebetet, damit dein Glaube nicht aufhöre.« Christen können in der »Getreideschwinge« umhergeschleudert werden, doch das Gebet des großen Mittlers hält sie fest. »Und du, bist du einst umgekehrt, so stärke deine Brüder.«²⁴ Das ist der Grund des Sichtens, und aus diesem Sichten entstanden die beiden Petrusbriefe. Tief aus jenem Sichten der Mathews' kamen Arthurs Zeilen hervor:

»Durch dein Feuer lerne ich:

»Du bist Gott«²⁵, auch wenn ich's nicht verstehe.«

24 Lukas 22,31-32.

25 Psalm 86,10.

GOTTES VORHANG



Bis zum September 1951 hatten Arthur und Wilda keine finanziellen Probleme. Die CIM deponierte bei einer Bank in Shanghai Geld für sie, und Arthur forderte jeweils telegrafisch an, was sie benötigten. Doch im Herbst dieses Jahres hatte die chinesische Regierung angeordnet, alle ausländischen Guthaben einzufrieren. Arthur und Wilda hatten noch nicht davon gehört, aber für Felix, den Polizeipräsidenten von Huangyuan, war das ein gefundenes Fressen.

Felix hatte ihretwegen einmal sein Gesicht verloren – und das würde er niemals vergessen. Es war in der Zeit geschehen, als der Eisvogel Arthur zum Kommunismus bekehren wollte. Ihre Habe war von der Polizei durchsucht worden, und Felix hatte ihre beiden Kameras an sich genommen. Das war dem Eisvogel zu Ohren gekommen, und sofort hatte er Felix befohlen, die Kameras zurückzugeben. Arthur und Wilda hätten lieber darauf verzichtet, denn ihnen war klar, dass Felix sich einmal für diese Blamage rächen würde.

Im September hatte Wildas Krankheit alle ihre Gedanken eingenommen. Erst Mitte Oktober fiel Arthur plötzlich ein, dass die Bank noch nicht auf seine Bitte um Überweisung reagiert hatte. Irgendetwas stimmte da nicht. Sie begannen, äußerst sparsam zu leben.

In dieser Zeit kamen auch Ben und Timothy wieder nach Huangyuan zurück. Als Ben eines Tages bei ihnen zu Besuch war, gab Arthur unwillkürlich seiner Sorge Ausdruck, was sie wohl tun sollten, wenn die Überweisung nicht bald einträfe. Ein paar Minuten später händigte Ben ihnen eine kleine Summe aus, umgerechnet ca. 7 US-Dollar. Sie waren beschämt und betroffen, aber er bestand darauf, dass sie das Geld annahmen. Sie schwor-

ren sich, Ben nie wieder von ihren finanziellen Sorgen zu erzählen – und betrachteten die Summe dankbar als Darlehen.

Am 31. Oktober 1951 reichte ihr Kohlevorrat noch für fünf oder sechs Tage. Mehl hatten sie noch für zwei Wochen und ein halbes Pfund²⁶ Zucker. Sollten Sie nach Shanghai schreiben und sich bei der Bank erkundigen, weshalb das Geld nicht eintraf?

Da der große Ofen allein zwei Drittel ihrer veranschlagten Heizkosten verschlang, verkleinerte Arthur ihn innen mit Hilfe eines Backsteins. Auf diese Weise verbrauchten sie weniger Kohlen. Doch das Geld kam noch immer nicht.

Als Nächstes machten sie nur zweimal am Tag Feuer, morgens und abends. Wilda kochte das Mittagessen im Schnellkochtopf, während sie das Frühstück zubereitete, und stellte den Topf dann in die Kochkiste, die Arthur gezimmert hatte. So blieb das Essen bis zum Mittag warm. Die Wintertage waren sonnig, und sie alle hatten mit Watte gefütterte Kleidung.

Sie besaßen nur noch drei zerknitterte chinesische Dollarnoten, die in US-Währung gerade mal 15 Cent wert waren, als ein Telegramm von der Bank in Shanghai eintraf: »Wir haben bereits zwei Überweisungen weggeschickt. Diese wurden jedoch auf polizeilichen Befehl in Xining eingefroren. Ohne polizeiliche Erlaubnis wird Ihnen keine Bank Ihr Geld aushändigen.«

So standen die Dinge also! Sie mussten bei Felix das Geld beantragen, das die Mission ihnen bereits überwiesen hatte. Also begab sich Arthur in das altbekannte Büro, um bei Felix vorstellig zu werden.

26 1 Pfund = 0,454 Kilogramm.

»Ich höre, dass die Polizei in Xining unsere Gelder aus Shanghai eingefroren hat. Nach den neuen Gesetzen der Regierung muss ich mich deswegen an Sie wenden. Das ist alles, was wir noch haben«, sagte Arthur und zog die drei zerknitterten Geldscheine hervor – gerade genug, um drei Schachteln Streichhölzer zu kaufen. »Was soll ich jetzt tun?«

»Gehen Sie nach Hause und schreiben Sie einen Bericht«, lautete die knappe Antwort. »Wir werden der Sache nachgehen.«

Also machte sich Arthur daran, einen Bericht in chinesischer Schrift zu verfassen, mit dem er in Felix' Büro erschien. Ein Laufbursche nahm ihm das Schriftstück aus der Hand, steckte ihn in die Tasche und meinte: »Gehen Sie nach Hause. Das ist nun unsere Angelegenheit.«

Felix brauchte sechs Wochen für seine »Nachforschungen«, doch Gott handelte viel schneller! Als Arthur eines Tages wieder einmal durchgefroren und verzweifelt auf der Station eintraf, sah er den Postboten dort stehen.

»Oh, *Ma Mu-shih!*«, rief der aus. »Viele Dollar sind aus Chongqing für Sie telefonisch angewiesen worden. Kommen Sie heute Abend zur Post und holen Sie das Geld ab!« Die Summe entsprach etwa 45 US-Dollar.

Gottes Vorhang hatte sich schützend über seine Kinder gebreitet, während die Menschen sie aushungern wollten. Wie war es zu dieser wundersamen Geldüberweisung gekommen?

Mr. Ellison (ein Mitarbeiter der CIM in Chongqing) hatte von ihrer Notlage gehört und eine Million Dollar zum Telefonbüro in Chongqing gebracht. »Bitte schicken Sie diese Summe an *Ma Liang-chen Mu-shih*, Huangyuan, Qinghai [Arthurs chinesischer Name und Anschrift].« Das Telefon war der einzige noch offene

Weg für Geldüberweisungen. Ellison hatte ebenfalls einen Ausreiseantrag gestellt. Zwei Tage später wurde dieser bewilligt und er musste das Land verlassen. Er wusste nicht, dass die Mathews' an diesem Tag tatsächlich nur noch 15 Cent besaßen! Und wäre das Geld auf anderem Wege geschickt worden, hätte es Felix abgefangen.

Als Erstes zahlte Arthur Ben die Schulden zurück, dann kaufte er Kohlen, Kartoffeln, Mehl und alles andere, was sie benötigten. Er versuchte immer, das Geld in Nahrungsmittel und andere Dinge umzusetzen, auf die die Polizei keinen Zugriff hatte. Deshalb war es auch warm in der Küche, als Lilah kurz darauf an Scharlach erkrankte. Arthur schrieb:

»Wir können es noch nicht fassen, wie das Geld aus Chongqing die Blockade durchbrechen konnte – doch es genügt zu wissen, dass wir einen himmlischen Vater haben, der für uns plant. Zu diesem Plan gehörte auch ein schmerzender Backenzahn. Ich brauchte etwas Geld in der Tasche, um mich endlich einem örtlichen Arzt von zweifelhaftem Ruf anzuvertrauen – mit dem Ergebnis allerdings, dass ich immer noch einen halben Zahn im Mund habe!«

Er musste nun sorgfältig auf seine Worte achten, denn seine Briefe wurden oft in der Post geöffnet und von Beamten gelesen, die etwas Englisch konnten.

Als die CIM erfuhr, dass Felix die Absicht hatte, die Familie Mathews auszuhungern, begannen auch andere, nach Möglichkeiten zu suchen, ihnen Hilfe zukommen zu lassen. Viele Gebete stiegen zum Himmel auf. Ein Missionar fand zum Beispiel heraus, dass eine bestimmte kleine Dollarnote (45 Cent in

US-Währung) gerade in einen unauffälligen chinesischen Umschlag passte, und er schickte ihnen einmal wöchentlich diese Summe. Damit konnten sie Lilahs Milch bezahlen. Doch machte sich bei Arthur und Wilda der Mangel an Milch bemerkbar, und Arthurs Zahnprobleme wurden schlimmer. Doch woher sollten sie das Geld für eine Behandlung nehmen?

Als Arthur wieder einmal in ihrem eiskalten Schlafzimmer auf- und abging, um sich mit Singen und Beten zu wärmen und abzulenken, tauchte das Lied in seinem Kopf auf:

*»Meister, es toben die Winde,
die Wellen bedroh'n uns sehr;
der Himmel umwölkt sich gar schaurig,
wo nehmen wir Rettung her?
Fragst du nicht, ob wir verderben,
merkst du nicht, wie wir bedrängt?
Jeden Augenblick kann es geschehen,
so sind wir im Tod versenkt!«²⁷*

Da kam ihm wie zur Antwort der Gedanke: *Nicht der Sturm bereitet dem Herrn Sorge, sondern der Unglaube seiner Jünger.*

Sechs Wochen nach Arthurs Besuch bei Felix kam ein Polizeibeamter in ihre Küche, setzte sich hin und fragte: »Nun, wie geht es Ihnen?«

»Ich habe vor 42 Tagen gemeldet, dass ich nur noch diese Geldscheine besitze«, entgegnete Arthur. »Es ist Ihnen ja be-

27 *Master, the tempest is raging*; Text: Mary Ann Baker (1831–1921); deutsch: Ernst Heinrich Gebhardt (1832–1899).

kannt, dass Ihre Regierung unser Guthaben eingefroren hat und wir nicht an das Geld herankommen, es sei denn, Sie erteilen die Genehmigung dazu. Ich habe immer wieder versucht, mit unserer Bank in Shanghai Kontakt aufzunehmen, habe aber keine Antwort erhalten.« In diesem Augenblick hatte Arthur tatsächlich kein Bargeld mehr im Haus.

Der Beamte stand auf, ging aber nicht durch das Tor zurück, sondern nahm diesmal den Weg durch die Kapelle. In dem Moment, als er diese betrat, kam ein Postbote durch das Tor. »Hier ist ein eingeschriebener Brief für Sie.« Er war von der Bank und enthielt den Gegenwert von 45 US-Dollar. Wäre der Postbote nur eine Minute eher gekommen, hätte Arthur das Geld abgeben müssen. Doch Gott hatte seine Flügel über sie gebreitet.

Als Felix den Bericht seines Beamten hörte, ließ er den Mathews' ausrichten, sie sollten ihre monatlichen Ausgaben schätzen und könnten dann so viel abheben, wie er ihnen zuwies. Doch müssten sie jeden Monat einen neuen Antrag stellen.

Am 12. März 1952 schrieb Arthur:

»Wir lernen hier, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Würden wir uns nicht Gottes Willen fügen und ihm vertrauen, würden wir unser Leben allein mit Brot versuchen zu erhalten – so wäre das kein Leben, sondern der Hungertod.«

Während dieses »Umhertreibens in der Adria«²⁸, der Krankheit und finanziellen Not, wurde Arthur mit grünem Laub in der Dürre gesegnet und verfasste folgende Zeilen:

28 Vgl. Apostelgeschichte 27,27.

»Auf der sturmgetrieb'nen See
treibt mein Boot durch dunkle Tiefen;
von zerborstenen Masten hängen die Segel,
zerstört von den Wassern, die über sie liefen.
Doch die Gewissheit des Glaubens belebt,
auch da will ich vertrauen, auch da.

Alle Hoffnung auf Rettung verloren,
kalte Verzweiflung hat alles umhüllt;
kein Sonnenstrahl scheint durch die drohenden Wolken,
der das nebelne Sargtuch mit Helligkeit füllt.
Doch obwohl mein Herz vor Angst erbebt,
will ich auch da vertrauen, auch da.

Meine täglichen Bäche sind vertrocknet,
jeder Zustrom liegt nun bloß;
ich rufe zu Gott in weher Not,
ich seh' ihn nicht, bin quellenlos.
Trotz Zittern beug' ich mich siegreich nieder,
auch jetzt will ich vertrauen, auch jetzt.

Die Nahrung hat mich schnell verlassen,
der Versucher drängt mich lügnerisch:
»Kann Gott? Er hat dich im Stich gelassen,
in der Wüste find'st du Speise frisch.«
Verderbliche Zweifel! Ich weiß nicht, wie schon wieder,
doch will ich auch jetzt vertrauen, auch jetzt.«²⁹

Arthur und Wilda befanden sich in keiner schönen Lage. Gott vertrauen, das wollten sie, ja – doch was würde noch auf sie zukommen? Wie ging es weiter?

29 Engl. Original:

*In Adria's tempest-tossed wastes,
My barque through the dark deeps is driv'n;
The canvas all torn from my masts,
My timbers by stormy waves riv'n.
Yet there faith's assurance rings clear,
E'en there will I trust, EVEN THERE.*

*All hope for deliverance had gone,
Despair's chilly gloom shrouded all;
No sun's ray through threat'ning cloud shone
To brighten the future's dark pall.
Yet there though my heart quake with fear,
E'en there will I trust, EVEN THERE.*

*My brook's daily waters had dried,
All replenishing springs scorched bare;
Resourceless in sore need I cried
To a God who seemed not to care.
Though trembling, triumphant I Bow
E'en now will I trust, EVEN NOW.*

*The barrel of meal empties fast,
The tempter crowds close with his lies;
"Can God?" Ah! He's failed you at last,
"In Wilderness find fresh supplies."
Perish doubts! Though I know not how,
E'en now will I trust, EVEN NOW.*

DER MONATLICHE ANTRAG



Arthur konnte sich nie sicher sein, zu welcher Tages- oder Nachtzeit die Behörden ihn in ihrer Laune empfangen würden. Jeden Monat musste er detailliert auflisten, welche Summe sie für Brennstoff, Nahrungsmittel, Kleidung und ähnliche Dinge benötigten. Wenn sie bescheiden lebten, brauchten sie als Familie stets ungefähr eine Million der inflationären Landeswährung (etwa 45 US-Dollar) – wobei allein die Kohle zum Heizen zwei Drittel des Betrages verschlang. Nicht ein einziges Mal genehmigte Felix die ganze Summe. Allmählich reduzierte er den monatlichen Betrag sogar noch.

Um die Monatsmitte legte Arthur die Schätzung ihrer Lebenshaltungskosten schriftlich nieder und begab sich damit zur Polizeistation. Zuerst wurde er von einem Wachtposten aufgehalten. Obwohl jeder Bürger der kleinen Stadt von der Notlage des weißen Mannes gehört hatte, tat man bei der Polizei so, als hätte man keine Ahnung, warum er hier immer wieder erschien.

»Was wollen Sie hier?«, fuhr ihn der Wachtposten an.

»Ich möchte die Aufstellung meiner Lebenshaltungskosten einreichen«, lautete Arthurs Antwort.

»Felix hat jetzt keine Zeit! Kommen Sie ein anderes Mal wieder«, wurde er dann oft abgewimmelt. Manchmal nahm ihm der Wachtposten einfach das Papier aus der Hand und steckte es in seine Tasche. Das war das Schlimmste, was passieren konnte.

Meistens sagte man ihm, er solle warten. Bei jedem Wetter, sei es Schnee, Regen oder Sonnenschein, musste er stundenlang vor der Tür stehen und sich von den Vorübergehenden anstarren lassen. Wenn man einen Ausländer verspottete, machte man sich bei der Regierung beliebt. Und so gab es immer welche, die ihn ärgerten oder auslachten. All das musste er ertra-

gen, um am Ende des Tages zu hören, er solle am nächsten Tag wiederkommen.

Als er eines Morgens erschien, sagte man ihm, der Beamte sei krank – er müsse bis zur nächsten Woche warten. Am folgenden Tag sprach Arthur wieder vor, wartete stundenlang, doch niemand nahm Notiz von ihm. Dann ging er zum Essen heim und kehrte wieder zurück. Schließlich hatte der Wachtposten eine Nachricht für ihn.

»Wir müssen noch einige Nachforschungen anstellen – warten Sie, bis wir mit Ihnen in Kontakt treten.«

Als ihm endlich eine bestimmte Summe gewährt wurde, brachte Arthur das abgestempelte Schriftstück zur Bank, und man zahlte ihm den entsprechenden Betrag aus. Bei der Bank gab es nie irgendwelche Schwierigkeiten. Ausschnitte aus Arthurs Briefen geben einen Eindruck von der bedrückenden Situation:

»15. März 1952. Wir haben nun für eine Weile genug zu essen. Aber der Frühling ist die härteste Zeit. Keine Kartoffeln, Möhren etc., bis die neue Ernte da ist ... Aber daran wollen wir lieber nicht denken.

28. Mai 1952. Wir drei bekommen nur drei Viertel der Zuteilung, die Dr. Clarke und Mr. Preedy in Xining erhalten, und hier ist alles ziemlich teuer. Lilah braucht neue Schuhe, Wilda muss zum Zahnarzt, und ich müsste eigentlich ein oder zwei Hemden kaufen.

18. Juli 1952. Als am letzten Montag und Dienstag mein Antrag bearbeitet wurde, erhielt ich nur 700 000 Dollar [31,50 US-Dollar].«

Aus der Art und Weise, wie die Kommunisten Rupert Clarke behandelt hatten – dieser Missionar hatte drei Tage lang ohne Nahrung auskommen müssen und war dann zu Clarence Preedy geschickt worden, damit dieser für ihn Sorge –, schlossen Arthur und Wilda, dass die Regierung ihnen keine Ausreisegenehmigung erteilen würde, solange sie noch Geld besaßen. Und das erwies sich als richtig.

Das Schlimmste war die andauernde Spannung durch die Hinhaltetaktik der Behörden. Wie ein Bettler bei jedem Wetter draußen vor der Tür zu stehen, war schon schlimm genug. Aber nach stundenlangem Warten mit leeren Händen nach Hause zu gehen – das zerrte an den Nerven! Im November schrieb Wilda:

»Wir haben nicht mehr ›Bohnen‹ [Geld] als im vergangenen Monat, aber wir haben immer noch etwas Gemüse, Brennstoff und Mehl. Nicht viel, aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen wenig und gar nichts.«

Und Arthur schrieb:

»In Paul Gerhardt³⁰ habe ich einen neuen Freund gefunden. Manche seiner Verse lese ich immer wieder, heute waren es diese beiden:

30 Paul Gerhardt (1607–1676): deutscher Liederdichter; Arthur Mathews las eine englische Übersetzung dieser Zeilen.

›Und ob gleich alle Teufel
hier wollten widerstehn,
so wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn.
Was er sich vorgenommen
und was er haben will,
das muss doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel.

*Auf, auf, gib deinem Schmerze
und Sorgen gute Nacht!
Lass fahren, was das Herze
betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
und führet alles wohl.«*

Arthur beendete den Brief:

»Der Herr muss uns manchmal nicht nur die Macht unseres Feindes zeigen, sondern auch die Schwachheit unseres eigenen Herzens. Seine Schlachten werden nicht mit Stärke und Tapferkeit gewonnen, sondern in vollkommener Schwachheit, die nichts für sich selbst unternehmen will, sondern sich auf seine Treue verlässt – selbst wenn das vollkommen unsinnig erscheint.«

ZWEITER TEIL
**DIE GRÜNEN
BLÄTTER
SPRIESSEN**

**DEN BESTEN
WEIN – JETZT**



Bis zum Frühjahr 1952 hatten mehr als sechshundert Mitarbeiter der China-Inland-Mission das Land verlassen und waren in Sicherheit – die Kinder nicht mitgezählt. Zurück blieben noch 34 Missionare, darunter die wenigen im Nordwesten, auf die sich nun die Gebete in der Heimat konzentrierten.

Natürlich war es für Arthur und Wilda sehr schwer zu erleben, wie Hunderte ihrer Mitstreiter das Land verließen, während sie selbst zurückbleiben mussten. Sie fragten sich immer wieder: Stimmt etwas nicht mit ihnen? Hatten sie irgendetwas zu tun versäumt?

Um diese Zeit fiel ihnen eine Schrift in die Hände, in der es sinngemäß hieß, Christen hätten allezeit Zutritt zum König und somit das Privileg, ihre Anliegen vor Gott zu bringen und die Erhörung fordern zu dürfen. Der Verfasser berichtete von Missionaren, die in schwerer Bedrängnis waren, jedoch im Gebet gleichsam mit Christus im Himmel saßen.

Diese Aussage beschäftigte Arthur und Wilda sehr. Hatten sie im geistlichen Kampf versagt und waren deshalb jetzt nicht mehr Herr der Lage? Einige Monate lang beteten sie intensiv um Befreiung. Gott hatte es ihnen doch verheißen: »... und die Beute des Gewaltigen wird entkommen.«

»Tu es jetzt, Herr«, flehten sie. Doch dieses Bitten raubte ihnen alle Kraft und machte sie rastlos. Das Tor blieb so verschlossen wie eh und je.

Als die Osterzeit nahte, beschäftigte sich Wilda intensiv mit der Geschichte der Auferstehung Jesu. Als sie davor die Begebenheit las, als Petrus im Hof des Hohenpriesters seinen Herrn verleugnete, fühlte sie sich plötzlich getroffen. Sie hatte zwar nicht gesagt: »Ich kenne ihn nicht«, aber sie empfand keinerlei Freude.

Sie war nicht verbittert, aber dafür enttäuscht und rastlos. Hatte sie den Chinesen in ihrem Umfeld gezeigt, dass sie Gott kannte und dass er sie in der Dürre stärkte? Und wenn nicht – hatte sie nicht auch dadurch ihren Herrn vor den Menschen verleugnet? Sie fiel auf die Knie, bekannte ihr Versäumnis und erlebte in diesem Jahr ein herrliches Osterfest.

Es sollte noch zwei Monate dauern, bis auch Arthur ein solches Erlebnis hatte. Während Wilda gerade dabei war, Kleidungsstücke auszubessern – das war mittlerweile eine tägliche Aufgabe –, las Arthur im Epheserbrief den Satz: »... prüft, was dem Herrn wohlgefällig ist.«³¹

»Was glaubst du, Wilda«, wandte er sich an seine Frau, »was ist in unserer Situation dem Herrn wohlgefällig?«

Sie erzählte ihm nun von ihrer eigenen Osterbotschaft. Wenn sie ihre Situation nicht freudig annahm, hieß das, den Herrn vor den Menschen zu verleugnen.

Ein paar Tage lang sprachen sie immer wieder über dieses Thema, und dann ging Arthur plötzlich ein Licht auf: Der Sohn hatte den Himmel verlassen – nicht nur, weil er sich dem Willen Gottes unterordnete, sondern weil er Freude daran hatte, ihn zu erfüllen.

Bis jetzt hatten sie sich untergeordnet und sich gleichzeitig immer wieder fieberhaft auf Gottes Verheißungen berufen: »Herr, warum dauert es so lange? Wir könnten schon längst auf einem neuen Missionsfeld wirken! Öffne uns die Tür, Herr, jetzt!« Sie hatten wie Sklaven gehandelt, die ihre Arbeit tun *müssen*, weil es

31 Epheser 5,10.

keine andere Möglichkeit gibt. Wie anders war die Haltung des Sohnes Gottes!

An einem Tag im Juni knieten Arthur und Wilda nieder und bekannten ihrem Herrn, dass sie bereit seien, weiterhin in der armseligen kleinen Küche zu leben, solange er sie dort haben wollte. Da erst strömte der Friede Gottes wie eine Flut in ihre Herzen und schenkte ihnen eine Freude, die sie nie zuvor erlebt hatten. Arthur schrieb darüber:

»27. Juni 1952. Es gibt viel von dem wunderbaren Wirken des Herrn zu berichten. Doch in all unseren Gedanken steht einer an erster Stelle: ›Du hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt.«³² Einige Zeit lang hatten wir das Gefühl, alles sei sinnlos. Immerzu beschäftigte uns die Frage: Wann werden wir endlich ausreisen? ... Bloße Unterwerfung unter den Willen Gottes schien nicht genug zu sein, das hatten wir ja lange Zeit versucht. Von einem Diener würde man das erwarten, doch bei Söhnen und Töchtern ist es eine andere Sache. Eine Stelle im Philipperbrief öffnete uns nach einigen Tagen des Grübelns die Tür: ›Denn Gott ist es, der in euch wirkt sowohl das Wollen als auch das Wirken, zu seinem Wohlgefallen.«³³ ...

Wir erkannten, dass unsere Gebete sich selbstsüchtig um die Verkürzung unserer Tage hier gedreht hatten. ... So begriffen wir, dass Gott von uns erwartete, dass wir bereitwillig hierblieben, statt ihn dauernd um eine schnelle Ausreise anzuflehen. ... Wir leben nun nicht länger wie stumpfe Ochsen, die sich widerwillig treiben las-

32 Johannes 2,10.

33 Philipper 2,13.

sen, wohin sie nicht wollen, sondern als Söhne und Töchter, die von ganzem Herzen mit dem Vater zusammenarbeiten.«

Hier sehen wir es: Die grünen Blätter sprießen! Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die kleinen Bäume in der Dürre vielleicht ein oder zwei Blättchen hervorgebracht, ein Zeichen, dass noch Leben in ihnen steckte. Doch wenn der Saft ungehindert durch Stamm und Äste fließen kann, kommt der Tag, an dem am ganzen Baum grüne Knospen sprießen.

Was die chinesischen Christen am dringendsten brauchten, waren Vorbilder – in dem Sinne, dass sie mit eigenen Augen sahen, wie man die Botschaft des Evangeliums *leben* konnte –, in Armut und Elend, wie sie selbst es kannten.

Natürlich hatten Arthur und Wilda auch bisher ihrem Herrn dienen wollen. Doch sie hatten sich in menschlicher Weise selbst zurechtgelegt, was darunter zu verstehen sei. Dienen bedeutete ihrer Meinung nach Predigen mit den Lippen. Amy Carmichael³⁴ sagte einmal einem tamilischen Christen: »Gott hat dich nicht nur als Mund geschaffen.« Die wirkungsvollste Predigt geschieht durch unser Leben. Und das war der Weg, wie Familie Mathews in dieser Zeit dienen sollte.

Arthur schrieb:

»Es wäre so leicht, in die Sünde zu verfallen, die auch Kriegsgefangenen nur zu bekannt ist, nämlich dass wir den Umständen ge-

34 Amy Beatrice Carmichael (1867–1951): Nordirische Missionarin, die meiste Zeit in Indien; sie verfasste einige Bücher über ihre Arbeit.

statten, uns innerlich zu lähmen, sodass wir zu der Einstellung gelangen, dass ja doch alle Bemühungen sinnlos sind ...

Es stimmt tatsächlich, dass der gute Wein bis jetzt zurückgehalten wurde. Das Joch ist nur dann leicht, wenn es angenommen, nicht, wenn es erlitten wird.«

Und so erlebten sie die zweite Dürreperiode mit dem »guten Wein« an ihren Lippen.

AUCH WENN DIE BERGE WANKEN



Eine neue »Hitzewelle« war im Anzug. Die ersten Anzeichen bemerkten sie im Frühjahr 1952, als die Anklageversammlungen begannen. Jeder Chinese wurde gezwungen, seinen Nachbarn und sich selbst zu »kritisieren«, um seine Loyalität zum kommunistischen Staat unter Beweis zu stellen. Das betraf besonders diejenigen, die Verbindung zu einem Ausländer hatten. Es ging darum, den ausländischen Bekannten irgendeines Vergehens gegen die Regierung zu beschuldigen, um sich selbst von dem Verdacht reinzuwaschen, »pro-imperialistisch« zu sein. Denn pro-imperialistisch zu sein, bedeutete den Tod.

Am 5. Mai 1952 kam Ben aus Xining zurück, wohin er bestellt worden war, um seine »Fehler zu bekennen«. Arthur und Wilda hatten für ihn gebetet, denn sie wussten, man würde ihn zwingen, sie in irgendeiner Weise zu belasten. Andernfalls würde er sein Leben in Gefahr bringen. Während sie beteten, kam ihnen ein Vers in den Sinn: »Wenn ich inmitten der Bedrängnis wandle, wirst du mich beleben; gegen den Zorn meiner Feinde wirst du deine Hand ausstrecken, und deine Rechte wird mich retten.«³⁵

Als Ben aus Xining zurückkehrte, ging er ohne ein Wort an ihnen vorbei, obwohl er und Timothy sonst jeden Abend bei den Mathews' vorbeischaute. Doch warf er ihnen einen bedeutungsvollen Blick zu, der sie beruhigte. Er kam dann nach Einbruch der Dunkelheit zu ihnen und erstattete Bericht. Mit Gottes Hilfe hatte er es geschafft, sie so zu kritisieren, dass die Regierung keine greifbaren Anklagepunkte gegen sie hatte.

35 Psalm 138,7.

In der folgenden Woche wurde Timothy nach Xining bestellt. Als er einige Tage später erschien, merkten sie schon an seinem düsteren Gesicht, dass die Sache ungünstig gelaufen war. Allmählich stellte sich heraus, dass Timothy nicht nur sie verraten hatte, sondern auch chinesische Christen: die Pastoren Jen und Chin und andere.

Timothy hatte nun die Aufgabe erhalten, in ihrer Mitte zu leben und jedermann nachzuspionieren. Kurz darauf kam ein Polizeibeamter auf die Station, der sie heftig beschuldigte und allen Bewohnern des Missionsgeländes unter Androhung einer Gefängnisstrafe untersagte, mit den »Imperialisten« zu sprechen. Timothy solle in diesem Fall Meldung erstatten.

Am 14. Mai lesen wir einen traurigen Tagebuch-Eintrag:

»Von da an sprach niemand auf der Station mehr mit uns, auch nicht die anderen Christen. Keiner beachtete uns mehr.«

Im inneren Hof wohnten Arthur und Wilda sowie zwei andere chinesische Familien. Die Familien der beiden Pastoren lebten im äußeren Hof. Sie begegneten sich täglich beim Wasserholen oder bei der Gartenarbeit – schweigend und mit abgewandtem Gesicht.

Außerdem wurden die Weißen jetzt unter Arrest gestellt: Sie durften die Missionsstation nicht mehr verlassen. Bestürzt meldete sich daraufhin Pastor Jen zu Wort: »Wer soll dann ihr Wasser aus dem Fluss holen? Und ihre Lebensmittel kaufen?«

Der Polizist zögerte. »Mr. Mathews darf zum Fluss gehen und Wasser holen und auf dem Markt seine Einkäufe erledigen, aber sonst nichts.«

Schon vorher war ihre Freiheit eingeschränkt gewesen, aber nun sollte alles noch viel schlimmer kommen.

»... der ... sich nicht fürchtet, wenn die Hitze kommt« – das mussten sie nun unter Beweis stellen. Auch Lilah war betroffen und musste mehr als einmal zurechtgewiesen werden, bis sie die unverständliche Tatsache begriff, dass sie Ben nicht mehr ihr Bilderbuch zeigen und mit niemandem sprechen durfte.

Am 13. Mai 1952 notierte Arthur:

»Ich nehme allen Mut zusammen und werde morgen einen anderen Metzger (Zahnarzt) aufsuchen, um mir wieder zwei Zähne ziehen zu lassen. Ich lasse den leichteren zuerst erledigen, um zu sehen, wie er die Sache anpackt. Der frühere Metzger ist auf Wasser und Brot gesetzt.«

Das bezog sich auf Dr. C, dem nämlich das große Unglück widerfahren war, dass einer seiner Patienten starb. Die Anklagekommission machte daraus eine große Sache, sodass Dr. C. für eine Weile ins Gefängnis kam und dann zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde. Dadurch wurde das große Schlafzimmer über der Küche frei – aber es wurde sofort von Timothy in Beschlag genommen! Für einen Spion war es äußerst günstig gelegen, denn hier hörte er fast alles, was unten in der Küche vor sich ging. Außerdem war es warm und gemütlich, und vom vorderen Fenster konnte er das Tor und die Straße beobachten.

Am 20. Mai 1952 schrieb Arthur:

»Vor zwei Wochen wurden meine Zahnstummel völlig schmerzfrei gezogen. [Ein chinesischer Arzt mit den entsprechenden Ins-

trumenten war in die Stadt gekommen.] Ich hatte ständig Kopfschmerzen, und das bewog mich, es nochmals zu versuchen. Mein Kopf ist jetzt in Ordnung ... Wenn er dranbleibt, habe ich bei der Ausreise keine Zähne mehr!«

Jetzt begann die heiße Jahreszeit. In dem Raum unter Arthur und Wildas Schlafzimmer hatte Dr. C. einige tibetanische Patienten untergebracht. Da diese nie badeten und keine Ahnung von Hygiene hatten, wurde das Zimmer schmutzig und begann zu stinken. Außerdem hatten die Chinesen ihren Hund an das vordere Fenster gebunden.

Arthur schrieb:

»Mit dem Hund unter unserem Schlafzimmer und einer offenen Abortgrube zehn bis fünfzehn Meter von der Küchentür entfernt – ist es da ein Wunder, dass Lilah trotz all unserer Vorsichtsmaßnahmen an Ruhr erkrankt ist?«

Ruhr³⁶ war für weiße Kinder in Südostasien eine der bedrohlichsten Kinderkrankheiten. Viele starben daran, und oft ging es ganz schnell. Nun hatte auch die kleine Lilah die blutige Ruhr, und bald brüllte sie vor Schmerzen. Arthur machte sich auf die Suche nach einem geeigneten Medikament, musste aber unverrichteter Dinge zurückkehren.

Es war die Zeit, als eine Verzögerung im Briefverkehr zwischen Xining und Huangyuan eingetreten war. Wurde die Post

36 *Ruhr/Shigellose*: Bakterielle Darminfektion, die häufig bei mangelnder Hygiene auftritt.

nun etwa auch »eingefroren«? Einige Briefe von Mr. Preedy und Dr. Clarke hatten drei Wochen gebraucht, obwohl ein täglicher Busverkehr zwischen den beiden Orten bestand, die nur fünfzig Kilometer auseinanderlagen.

Als die Eltern die Kleine endlich beruhigt und zu Bett gebracht hatten, fielen sie auf die Knie und baten Gott um Hilfe. Da kam ihnen ein Gedanke: Sie schrieben eine offene Postkarte an Dr. Clarke und teilten ihm darin mit, welche Medikamente sie im Haus hatten. Außerdem schilderten sie ihm Lilahs Symptome und baten ihn um Rat. Eine offene Postkarte würde weniger Verdacht erregen.

Nach vier Tagen, als sie auch wieder gerade dafür beteten, dass Dr. Clarkes Antwort schnell durchkommen würde, kam eine offene Postkarte mit seinen ärztlichen Anweisungen. Dies war der einzige Tag, an dem der Postbote schon vor dem Frühstück kam. Die kleine Lilah wurde gerettet!

Es war eine schwere Prüfung für die besorgten Eltern, aber dennoch behielten sie die ganze Zeit ihren inneren Frieden.

Dann kam der Herbst, und Felix' monatliche Geldzuteilungen wurden äußerst mager. Damit würden sie kaum einen weiteren Winter in Huangyuan überstehen. Die drei Millionen, die ihnen die Bank in Shanghai überwiesen hatte und die Felix nun verwaltete, waren auf einen kläglichen Betrag zusammengeschrumpft. Es gehörte offensichtlich zur kommunistischen Politik, einen Ausländer erst ausreisen zu lassen, wenn er der Öffentlichkeit zur Last fiel (das heißt, wenn sein eigenes Vermögen aufgebraucht war).

Felix hatte sie noch nicht gefragt, ob sie noch andere Guthaben besaßen. Das war nämlich tatsächlich der Fall! Die Mission

hatte ihnen nämlich eine ordentliche Summe in der Shanghaier Bank deponiert. Doch warum sollten sie das Felix unter die Nase reiben? Er würde ihnen ihr Guthaben ohnehin nur in armseligen Zuteilungen bewilligen. Warum sollten sie ihr schweres Los verlängern?

Wie lange mussten sie wohl hungern, bevor er ihnen die Ausreisegenehmigung erteilte? War es richtig, Lilah hungern zu lassen? Sollten sie dem Kind ihre eigenen Rationen geben? Sie entschieden sich dagegen. Denn wenn beide Eltern sterben würden, wäre Lilahs Schicksal schlimmer als der Tod.

In all diesen quälenden Fragen behielten sie doch ihren inneren Frieden. Sie schrien täglich zu Gott und fragten ihn, was sie tun sollten. Doch als der Winter einbrach, wurde klar, dass sie kein Geld für Kohle besaßen. Die Armen im Land verbrannten jetzt stattdessen Blätter und auch Kohlekugeln, die aus Kohlenstaub hergestellt wurden, der wiederum mit Dung und Wasser vermischt war. Im September beschloss Arthur, sich ebenfalls der herbstlichen Armentruppe anzuschließen.

»Ich war Tag für Tag draußen, während die Blätter fielen. Ich habe Blätter zusammengekehrt, Mist gesammelt, dürre Zweige aufgehoben und mit einem Taschenmesser Lilienblätter geschnitten. Wir konnten nun zehn oder mehr Tage unsere beiden täglichen Feuer anfachen und drei Mahlzeiten kochen. Gott hat unseren Mangel gerade dann entstehen lassen, als die Blätter fielen ...

Für uns ist es nicht schwer zu glauben, dass wir versorgt werden, sondern eher, dass wir beim Gedanken an einen weiteren Winter von unseren Ängsten befreit werden. Aber wir setzen uns mit diesem Gedanken auseinander und sind jetzt ruhig und zuversichtlich.«

Im September hatte Arthur bei Felix den Restbetrag der Summe beantragt, die dieser für sie verwaltete, und gleichzeitig gesagt: »Bitte treffen Sie Vorkehrungen zu unserer Ausreise, sobald diese Summe aufgebraucht ist.«

Aber Felix tat nichts dergleichen. Mit nur 37,50 Dollar mussten sie mehr als zwei kalte Herbstmonate lang auskommen. Offenbar versuchte Felix, sie zum zweiten Mal auszuhungern. Doch der Herr sorgte für sie, das würde noch ersichtlich werden.

Arthur war nun gezwungen, auch Kohlekugeln zu formen. Und so setzte er sich an diesen kalten vorwinterlichen Tagen an ein sonniges Plätzchen und vermengte geduldig Kohlestaub und Schafmist mit Wasser aus dem Fluss. In den Augen eines Chinesen war es unaussprechlich entwürdigend, wenn ein feiner Herr mit Schmutz – geschweige denn mit Mist – in Berührung kam. Dazu verursachte das geschmolzene Schneewasser noch tiefe, schmerzhaft Risse in seinen Händen. Die Chinesen, die vorbeikamen, waren tief bewegt. Einen von ihnen hörte Arthur flüstern: »Ach du liebe Güte! Schau mal! Schau nur mal!« Doch er lächelte ihnen fröhlich zu.

Erst in der Ewigkeit werden wir erfahren, wie diese »grünen Blätter in der Dürre« auf die Chinesen wirkten. Hudson Taylor schrieb einmal:

»Die Neubekehrten sahen, dass der Apostel Paulus bereit war, sogar für sie zu sterben ... Das bloße Predigen des Evangeliums reicht nicht aus. Unser Leben muss ein sichtbares Opfer sein. Wir können sicher sein, dass unsere eigenen Entbehrungen, Verluste und Leiden die beste Voraussetzung sind, um das Evangelium der Gnade Gottes diesen Menschen näherzubringen.«

Die kleine Lilah war in diesen schweren Zeiten eher eine Stütze als eine Belastung. Hunderte von Menschen in der Heimat beteten besonders für das kleine Mädchen, und ihre Gebete wurden beantwortet. Einmal bekam sie mindestens eine Woche lang kein Fleisch, keine Milch, Eier oder Gemüse. Doch sie beklagte sich nie, im Gegenteil. Als sie eines Morgens vor ihrem mageren Hirsebrei saß, tauchte sie den Löffel kräftig hinein und meinte: »Wenn der Herr Jesus macht, dass der Polizist meinem Papa Geld gibt, dann habe ich auch wieder Milch und Zucker in meinem Brei.«

Das dreijährige Mädchen hatte sich auch viele Lieder gemerkt, die ihre Eltern in jenen Tagen sangen. Als Arthur an einem Abend neben dem Feuer kauerte und versuchte, Brot für das armselige Abendessen zu rösten, kam ihm ihre missliche Lage so richtig zu Bewusstsein. Doch plötzlich stimmte das kleine Mädchen neben ihm ein Lied an:

*»Geborgen in himmlischer Liebe
muss sich mein Herz nicht fürchten;
im sicheren Vertrauen bliebe
doch alles unverändert hier.
Der Sturm kann toben ohne mich;
und sollt' mein Herz daniederliegen,
so ist Gott bei mir ewiglich –
wie könnte ich entmutigt sein?«³⁷*

Ob sie Bedeutung des Liedes überhaupt verstanden hatte? Die Eltern wussten nicht einmal, dass Lilah dieses Lied kannte. Sie sahen sich staunend an – und fühlten sich in ihrem eigenen Glauben gestärkt.

Lilah war natürlich traurig, dass die chinesischen Kinder nicht mehr mit ihr spielen durften. Wilda schrieb dazu:

»Lilah vermisst ihre Spielkameraden so sehr ... Doch während ich dies schreibe, probiert sie gerade ihr neues Wägelchen aus, das Arthur ihr aus einer Holzkiste gebaut hat. Wir sind dem Herrn sehr dankbar für dieses Kind, das uns unsere Tage erhellt.«

Noch eine weitere Prüfung wurde ihnen in jenen Tagen auferlegt. Die Chinesen auf der Station produzierten wohl nicht effektiv genug, und so beschlossen sie, Nudeln herzustellen, diese zu trocknen und für den Verkauf abzupacken. Besonders bei den Tibetanern und Mongolen gab es einen guten Markt dafür. Zunächst säuberten sie den Boden in dem Zimmer unter dem Schlafraum der Mathews' – dafür waren diese natürlich sehr dankbar. Doch dann stellten sie dort eine Maschine auf, die ihnen mit ihrem durchdringenden Gequietsche sehr auf die Nerven ging.

37 Engl. Original:
*In heavenly love abiding,
No change my heart shall fear;
And safe is such confiding,
For nothing changes here.
The storm may roar without me,
My heart may low be laid,
But God is round about me,
And can I be dismayed?*
Anna L. Waring (1823 – 1910)

Arthur schrieb:

»Wir haben uns immer wieder gefragt, welche der Erfahrungen, die wir im letzten Winter gemacht haben, tatsächlich dazu dienten, den Herrn zu verherrlichen – und welche lediglich unseren Freunden den Seufzer entlockten: ›Oh, die Armen!‹ Da es in diesem Winter ähnlich zugeht, überlegen wir oft, welche Einzelheiten wir berichten sollen. Doch wir möchten euch wissen lassen, dass wir immer noch eure ernsthaften Gebete brauchen, nicht das halb hysterische Beten, in das man oft abgleitet, wenn Gott nicht gleich erfüllt, worum man ihn bittet. Wir sind als Schafe mitten unter die Wölfe gesandt – und sollen gleichzeitig das Wesen unseres Hirten der Welt vor Augen stellen.«

So entfalten sich – trotz der anhaltenden Dürre – weitere grüne Blätter. Sie sind ein Zeichen dafür, dass der keinen Schaden nimmt, der Gott sein ganzes Vertrauen schenkt.

GOTT FÜLLT DIE VORRATSKAMMER



Im September 1952 hatten die meisten Mitarbeiter der Missionsgesellschaft China verlassen. Die Aufmerksamkeit in der Heimat richtete sich nun ganz auf die fünf im äußersten Nordwesten des Landes: die drei Mathews', Rupert Clarke und Clarence Preedy.

Amy McIntosh und Mary Milner, zwei Missionarinnen, hatten regelmäßig Milchgeld für Lilah geschickt, bis sie das Land verlassen mussten. Danach übernahm Elizabeth Gould in Shanghai diese Aufgabe. Die Goulds waren aus der CIM ausgeschieden und hatten in Shanghai eine andere Arbeit angenommen. Auf diese Weise, so hofften sie, konnten sie in China bleiben und das Evangelium verkünden. Arthur stand in ständigem Briefkontakt mit ihnen, und daher wussten sie auch, dass er dringend neue Hemden brauchte. Harry Gould war Buchhalter bei einer Schiffahrtsgesellschaft. Eines Tages sprach er mit seiner Stenografin, deren Mann Geschäftsführer bei der *British General Electric*³⁸ war. Harry erwähnte im Gespräch Arthurs Hemdenmangel, und sie bot ihm sofort einige Hemden ihres Mannes an. Offenbar bereiteten sie sich auf ihre Ausreise nach England vor und mussten überflüssiges Gepäck loswerden. Ihr Mann besaß Dutzende weißer, maßgeschneiderter Hemden, die er nicht alle mit nach Hause nehmen konnte. Harry nahm dieses Angebot dankbar an. Und Arthur schrieb:

»10. September 1952. Wir haben uns so über die Briefe und Pakete von H. und E. gefreut. Die Hemden sind bei uns angekommen

38 *(British) General Electric Company*: Britischer Telekommunikationskonzern, weltweit agierend; gegründet 1886; nach mehreren Fusionen weitergeführt unter dem Namen *Marconi Company*; 2006 aufgegangen in der Firma *Telent*; nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen US-Konzern *General Electric Company*.

und wurden mit großer Begeisterung ausgepackt. Vielleicht können wir unsere Freude mit unseren beiden Nachbarjungs teilen.«

Und das taten sie auch. Sie hatten so viele Hemden bekommen, dass sie auch Clarence und Rupert welche schenken konnten. Wilda färbte sie alle blau, damit sie leichter zu waschen waren. Und berichtet Arthur von einem weiteren Paket, das sie – diesmal unbekannterweise – empfangen:

»Das Päckchen aus der Schweiz war ein wahres Geschenk des Himmels. Es enthielt einige Packungen Trockensuppe und Ovomaltine-Pulver.«

Aber nun stand Lilahs dritter Geburtstag vor der Tür. Wilda nahm sich vor, ihrem kleinen Mädchen ein richtig schönes Geburtstagsfest zu bereiten. Arthur schrieb:

»Wilda bastelt aus dem Verpackungsmaterial des Hemdenpakets eine Puppe, als Ersatz für die alte, die kürzlich kaputtgegangen ist. Und ich Armer muss ihr ein Gesicht malen. Lilah hat noch einen alten Teddy, der fast sein ganzes Fell verloren hat, ein ebenso ramponiertes Häschen und eine Ente aus Wachstuch.«

Zu einem Fest gehören normalerweise Gäste. Da niemand mit Lilah sprechen oder spielen durfte, platzierte Wilda die Spielzeuge als Gäste auf dem Tisch. Arthur fertigte für jedes einen Geburtstagshut aus Papier und natürlich auch welche für sie selbst. In einem Abfallhaufen hatte Wilda anderthalb Geburtstagskerzen gefunden. Sie brach die ganze Kerze in zwei Teile und hatte so

drei Kerzen für das Geburtstagskind. Schon lange hatte sie die Zutaten für einen kleinen Kuchen gehortet, den sie nun in einer Kaffeedose backte.

Der Vater spielte draußen mit der Kleinen, während die Mutter das Zimmer schmückte. Dann wurde Lilah hereingeführt und bekam – genau wie die Eltern – einen Papierhut auf den Kopf gesetzt. Ben stand vor der Tür und beobachtete die Szene. Lilah wurde zum Tisch geführt, wo der kleine Geburtstagskuchen im Licht der drei Kerzen prangte. Die neue Puppe lächelte fröhlich, während der Teddy, das Häschen und die Ente in ihren Hüten ganz würdevoll aussahen. »Happy birthday to you!«, sangen sie alle und setzten sich zu Kuchen und Tee an den Geburtstagstisch. Gerade waren sie mit dem Essen fertig, als es an der Tür klopfte. Sie machten auf, und da standen zwei der Kinder der russischen Familie, die sie kannten, und wollten mit Lilah spielen! Sie waren seit dem vergangenen Juni nicht dagewesen, weil sie es nicht gewagt hatten, mit dem fremden Kind zu spielen. Sie wussten auch gar nicht, dass sie heute Geburtstag hatte. Das war natürlich ein besonderes Geschenk des Himmels!

Im Herbst feierten Chinesen das traditionelle Mondfest³⁹. Zu dieser Gelegenheit wird häufig ein besonderer Kuchen und Brot aus Reismehl gebacken, der sogenannte Mondkuchen.

Auf dem Missionsgelände lebte eine alte tibetanische Frau, die einmal für die Plymires gearbeitet hatte. Sie war krank, blind und fast zahnlos. Vielleicht hatte sie von den Chinesen gehört, wie arm der weiße Mann jetzt war, vielleicht hatte aber auch

39 *Mondfest*: Seit Jahrhunderten begangenes Fest in China, das immer am 15. Tag des achten Monats im chinesischen Mondkalender stattfindet; eines der wichtigsten Feste Chinas.

Gott selbst ihr Herz bewegt. Jedenfalls hörte Wilda eines Tages ein Klopfen an der Tür, und da stand diese liebe alte Frau vor ihr. Sie war die Stufen zur Küche hinaufgehumpelt, und in ihren Händen hielt sie ein Paket, das in ein altes, schmutziges Tuch gewickelt war. Das streckte sie Wilda entgegen und murmelte so etwas wie: »Gott sei Dank für den Pastor.« Dann wandte sie sich schnell um und humpelte zurück in ihr Zimmer. Ein paar Wochen später starb sie.

Als Wilda das Tuch auseinanderfaltete, fand sie darin fünf oder sechs Brotkuchen mit leuchtend roter und gelber Verzierung. Um eventuelle Keime abzutöten, erhitzte Wilda die Kuchen noch einmal im Backofen. So hatten sie eine gute und nahrhafte Mahlzeit.

Eine Regel der China-Inland-Mission lautete, dass die Mitglieder sich nicht verschulden durften. Wenn kein Geld da war, wurde eben nichts gekauft. Für die Chinesen war es etwas Alltägliches, sich Geld auszuleihen, und es dauerte eine Zeit, bis sie begriffen, dass die weißen Missionare lieber hungerten, als jemandem Geld zu schulden. Doch dann waren sie tief beeindruckt.

Zu dieser Zeit betrieb Pastor Jen einen kleinen Straßenverkaufsstand. Als er eines Tages an Arthur vorbeiging, flüsterte er ihm zu: »Wenn du irgendetwas von meinem Stand gebrauchen kannst, nimm es dir bitte.«

Auch der russische Christ hatte einen Straßenstand und verkaufte unter anderem Salz. Eines Tages hatte Wilda kaum noch Salz, und Arthur beschloss, ihren armseligen Geldvorrat anzugreifen, um welches zu kaufen. Er ging also zum Stand des Russen und verlangte eine sehr kleine Menge. Der liebenswerte Christ blickte Arthur tief in die Augen, nahm sein Salztablett

und schüttete eine großzügige Menge Salz in Arthurs Korb – von Bezahlung wollte er nichts wissen. An einem so öffentlichen Ort konnten sie ihm natürlich nicht angemessen danken, denn dann hätte man ihn sicher beschuldigt, einem verhassten »Imperialisten« geholfen zu haben. Arthur und Wilda freuten sich riesig über dieses Geschenk.

In der Zwischenzeit hatte Arthur seinen Stolz überwunden und war schon sieben- oder achtmal zu Felix gegangen, um ihn um Unterstützung zu bitten. Er hoffte natürlich, dass Felix ihnen die Ausreisepapiere geben würde, weil ja kein Geld mehr aus ihrem Guthaben übrig war. Stattdessen wurde Arthur Anfang Oktober angewiesen, Clarence Preedy um Geld zu bitten. Der hatte vor Kurzem eine größere Summe aus Shanghai abgehoben, die für sie alle bestimmt war. Das Geld lag in Xining, war jedoch eingefroren.

Doch Gott sorgte dafür, dass sie nicht verhungerten. An einem Abend klopfte es an der Tür. Als sie öffneten, stand die kleine Tochter des Russen mit einem Korb vor ihnen. Schnell nahm sie ungefähr fünf Kilogramm Fleisch heraus, drückte es ihnen in die Hände und rannte davon. In der Zeit vor der Kontaktsperre war sie immer gekommen, um mit Lilah zu spielen, also war ihr Besuch auf der Station nicht sonderlich aufgefallen. Sie hatten schon wochenlang kein Fleisch mehr gegessen, und dieses schmeckte nun umso köstlicher! Auch Clarence Preedy und Rupert Clarke, die um das schwere Los der Mathews' wussten, schickten ein Päckchen mit Hirse, Rosinen und Zucker. Diese Schätze wurden sorgfältig eingeteilt, und einige Zeit lang gab es für jeden drei Rosinen zum Nachtisch! Doch bald ging stattdessen der Brennstoffvorrat zur Neige. Arthur schrieb:

»Wir kochten einige große Töpfe Wasser ab, und am letzten Abend, als wir noch Brennstoff hatten, einen Topf voll Hirsebrei. Wenn nun kein Geld eintraf, hätten wir wenigstens kaltes Essen und Trinkwasser. Täglich erkundigte ich mich bei der Bank nach unserer Überweisung und hob unsere letzte Postkarte auf, um eventuell die Nachbarn zu informieren [C. Preedy und Dr. Clarke].

Als ich wieder einmal unverrichteter Dinge aus der Bank trat und ebendiese Postkarte abschicken wollte, hörte ich, wie mich jemand bei meinem chinesischen Namen rief. Ich ging in die Bank zurück, und man händigte mir die Überweisung für einen winzigen Geldbetrag aus, der uns zumindest so lange über Wasser halten würde, bis die Behörden in Xining ihre Nachforschungen über uns abgeschlossen hätten. Am nächsten Morgen konnte ich das Geld abheben.«

Clarence Preedy und Arthur hatten beide versucht, der Polizei in Xining mitzuteilen, dass die Polizei in Huangyuan nie den tatsächlich benötigten Betrag für die Lebenshaltungskosten bewilligte. Diese Mitteilung hatte schließlich auch Folgen, aber zunächst einmal versprach man, »Nachforschungen anzustellen«.

Es sah ganz danach aus, als müssten sie einen weiteren Winter in Huangyuan zubringen. Lilah brauchte dringend neue Schuhe. Man hatte ihnen zwar aus Hongkong Lederschuhe für die Heimreise geschickt, aber die waren für Schnee- und Matschwetter ungeeignet. Die Chinesen trugen mit Watte gefütterte Stiefel, die von den Frauen selbst gefertigt und auf dem Markt verkauft wurden. Doch die Mathews' hatten nicht genug Geld, um sich solche Stiefel zu kaufen, und weil Wilda nicht mit den chinesischen Frauen sprechen durfte, konnte sie sie auch nicht fragen,

wie man die Schuhe selbst herstellte. So konnte sie nur Zuflucht im Gebet nehmen.

Wieder kam die Antwort durch ein Klopfen an der Tür. Und wieder war es die Tochter des Russen, die da stand, ihr ein Bündel hinhielt und schleunigst davonrannte. Als Wilda das Bündel aufschnürte, fand sie gefütterte Schuhe darin. Sie waren noch ein wenig zu groß für Lilah, aber dem konnte abgeholfen werden. Die Gabe war umso bewogender, als der russische Christ selbst fünf Kinder zu versorgen hatte und seine Frau, die die Schuhe anfertigte, gerade krank war.

Doch Lilah brauchte auch einen neuen Wintermantel, da ihr alter Schneeanzug nun viel zu klein geworden war. Da erreichte die Mathews' ein Paket aus Hongkong, in dem sich unter anderem ein blaues Hemd für Arthur befand. Da dieser aber genug Hemden hatte, machte sich Wilda an die Arbeit und nähte einen gefütterten Mantel für Lilah daraus. Die »Watte« bestand dabei aus einer alten Babydecke, das eigentliche Futter aus einer verwaschenen Kissenhülle.

Mitte November war der kleine Vorschuss aus Xining aufgebraucht, und wieder einmal musste Arthur sich in Felix' Büro begeben. Ob es klug war, noch einmal die Ausreise zu erwähnen? Doch die Antwort lautete wieder: »Wir gehen der Sache nach.«

Zwei Tage später ging Arthur erneut zur Polizeistation. Ein junger Polizist hielt Wache.

»Wissen Sie«, begann Arthur, »wir würden ohnehin lieber eine Ausreisegenehmigung bekommen als das Geld ...«

»Ich kann Ihnen keine ausstellen«, knurrte der Mann.

»Aber man hat mir vor anderthalb Jahren gesagt«, fuhr Arthur fort, »dass die Zentralregierung die Genehmigung bereits erteilt hat.«

Bei diesen Worten stürzte Felix selbst laut fluchend in das Büro, und mit ihm ungefähr zwanzig Polizisten – bereit, sich auf das unglückliche Opfer zu stürzen.

Obwohl Arthurs Knie schlotterten, ließ er sich nicht einschüchtern. »Was soll ich denn tun?«, fragte er Felix.

»Schreiben Sie an Ihre Kirche in Xining und bitten Sie dort um Geld – und kommen Sie ja nicht wieder hierher!«, brüllte der.

Arthur schrie zurück: »Das werde ich tun ... und ich werde auch nach Peking schreiben!« Doch der plötzliche Gedanke an das Gefängnis innerhalb des Gebäudes bewog ihn, sich zu entschuldigen und dann so unauffällig wie möglich den Rückzug anzutreten.

Zu Hause zitterten ihm noch stundenlang die Knie. »Dorthin gehe ich nie mehr«, erklärte er, und Wilda gab ihm recht.

»Wir wollen für die Sache beten«, meinte sie. »Aber lass uns auch an den Polizeichef von Xining schreiben und ihm berichten, wie man dich hier behandelt hat. Leg dieses Schreiben einem Brief an Clarence bei. Er wird es mit Sicherheit weiterleiten.«

Und das taten sie auch. Mr. Preedy ging mit dem Brief zum Polizeichef. Der las den Bericht und sah auf.

»Hat sich das wirklich so abgespielt in Huangyuan?«

»Ja.«

»Nun, ich verspreche, dass so etwas nie wieder vorkommen wird.«

»Die Mathews' haben kein Geld mehr für Brennstoff, Kleidung und Lebensmittel. Das ganze Jahr über hat man ihnen den geschätzten Betrag für ihre Lebenshaltungskosten nicht gewährt.«

»Schicken Sie ihnen zunächst eine halbe Million, dann sehen wir weiter.«

Voller Freude schrieb Clarence den beiden in Huangyuan einen Brief und teilte ihnen diese gute Nachricht mit. Erwartungsvoll sahen sie der Geldsendung entgegen. Sie warteten und warteten, doch die Bank ließ nichts von sich hören.

Zehn Tage später stürmte und schneite es draußen. Arthur war früh aufgestanden und holte noch vor dem Frühstück Wasser aus dem Fluss. Er überlegte, ob Xining das Geld vielleicht an Felix geschickt hatte. Sollte er doch noch einmal dort vorbeigehen?

Ich werde ein Vlies auslegen⁴⁰, sagte er zu sich selbst. *Wenn der Russe schon so früh an seinem Stand ist, dann ist es nicht der Wille des Herrn, dass ich zur Polizei gehe.* Er sah zu dem Stand hinüber – und dort stand der Russe.

Sie setzten sich zum Frühstück nieder, und danach beteten sie zusammen. Wilda betete zuerst, aber Arthur konnte sich einfach nicht auf ihre Worte konzentrieren. In seinem Innern flüsterte beständig eine Stimme: »Geh noch einmal hin. Geh noch einmal hin!«

Gerade habe ich Wilda gesagt, dass ich ein Zeichen bekommen habe, nicht hinzugehen, hielt er der Stimme in seinem Innern entgegen. *Was muss sie von mir denken, wenn ich meine Meinung alle paar Minuten ändere!*

Doch die Stimme ließ nicht nach. »Geh hin!«

Als Wilda ihr Gebet beendet hatte, sagte Arthur: »Wilda, ich habe den Eindruck, ich sollte noch einmal zu Felix gehen.«

»Wenn du meinst«, entgegnete sie. »Geh du nur hin, ich werde hierbleiben und beten.«

40 Vgl. Richter 6,36-40.

Arthur machte sich mit Furcht und Zittern auf den Weg. Als er zu dem bekannten Tor kam, war ein neuer Beamter da, den er noch nie gesehen hatte. Er hielt ein Buch in der Hand, aus dessen Seiten ein Stück Papier ragte.

Als er Arthur sah, fragte er: »Wer sind Sie und was wollen Sie hier?« Doch während er noch sprach, öffnete sich das Buch und Arthur erkannte das Schriftstück. Es war seine eigene Schätzung ihrer Lebenshaltungskosten, die er zwei Wochen vorher erstellt hatte! Hier hatte bestimmt der Herr die Hand im Spiel.

Mit neuer Zuversicht richtete Arthur sich auf und sagte: »Mein Name ist *Ma Liang-chen*, und ich komme vom Evangeliumssaal. Ich habe hier ein Gesuch um Geldzuteilung eingereicht, und man hat mir gesagt, ich solle mich nie wieder blicken lassen. Aber ich bin völlig mittellos. Was soll ich tun? Mein Gesuch liegt dort in Ihrem Buch.«

Der Fremde blickte überrascht auf, zog das Schreiben heraus und las. »Warten Sie hier«, sagte er. Zehn Minuten später kehrte er zurück und reichte Arthur die abgestempelte Genehmigung für die Bank!

Arthur verlor keine Zeit und löste die Überweisung sofort ein. Dann ging er auf den Markt. Eine halbe Stunde, nachdem er Wilda verlassen hatte, kehrte er mit Brot, Eiern, Fleisch und Milch zurück! Und immer noch war Geld übrig.

Kurz darauf wurde ihm mitgeteilt, die Polizei in Xining habe ihnen eine Million für Lebensmittel, eine Million für Brennstoff und noch einmal eine knappe Million für sonstige Bedürfnisse zugeteilt. Das erschien den beiden wie ein Vermögen. Arthur schrieb kurz vor Weihnachten:

»So hat unser Keller zwei Jahre lang nicht ausgesehen ... Erst der Schritt-für-Schritt-Glaube – und jetzt dieser Keller voller Vorräte! Ich denke, hier liegt eine verborgene Lektion für uns!«

Und Wilda schrieb:

»Wie sehr danken wir dem Herrn für diese Gebetserhörung! Lilah wünscht sich zu Weihnachten Birnen und Bonbons, Arthur und ich haben Verlangen nach Süßem und Eiern und Milch. Heute meinte Arthur, er möchte gern fünf Eier zum Weihnachtsfrühstück haben! Und ich werde einen Kuchen backen. Jetzt können wir endlich Schuhe für Arthur kaufen (ich habe gute, gefütterte Stiefel, aber seine sind in einem schrecklichen Zustand). Und wir werden eine Schlafmatte für Lilah anschaffen ...«

So ging das fröhliche Planen weiter.

Auch die beiden Männer in Xining wurden nicht vergessen. Wilda stellte Bonbons her, backte Plätzchen und eine Menge anderer guter Dinge, schnürte ein Päckchen und schickte es an Clarence Preedy und Rupert Clarke. Dazu schrieb sie:

»Wir haben so viel von anderen empfangen, da ist es für uns eine besondere Freude, euch etwas zu Weihnachten schenken zu können!«

Einige Zeit zuvor hatte Dr. Clarke ihnen einen weihnachtlichen Früchtekuchen gebacken. Doch als das Päckchen der Mathews' ankam, waren seine und Mr. Preedys Vorräte so weit aufgebraucht, dass sie nur noch Bohnen zu essen hatten! Und so

sorgte Gott dafür, dass alle etwas Besonderes zu Weihnachten bekamen.

Es ist rührend, wie sie sich alle umeinander kümmerten. Dr. Clarke hatte mit seinem Kuchen den Anfang gemacht, dann kam das Weihnachtspäckchen der Mathews' – mit Kuchen, Plätzchen und Süßigkeiten. Nun hatte Clarence Preedy das Gefühl, er sei der Einzige, der noch keinem etwas geschenkt hatte! Nach einiger Überlegung hatte er eine Idee.

Monate zuvor hatte er bei einem Pfandleiher zwei Pfund Kaffee entdeckt. Arthur Mathews hatte ihn verkauft, als er noch glaubte, seinem Antrag auf Ausreise würde sofort stattgegeben. Mr. Preedy hatte ihnen jedoch nicht gesagt, dass er den Kaffee wieder ausgelöst hatte. Er wollte ihn als Überraschung aufheben, wenn die Mathews' einmal auf dem Weg in die Freiheit auf seine Station kommen würden, denn sie und eine weitere Missionarsfamilie, die McIntoshes, mussten durch Xining reisen. Dann wollte er jede Familie mit einer Tasse echtem Kaffee überraschen! Bei den McIntoshes war das bereits geschehen, aber die Mathews' waren noch nicht gekommen. Also packte Clarence Preedy dieses letzte Pfund Kaffee ein und schickte es nach Huangyuan. Arthur nahm es in Empfang, verriet Wilda jedoch nichts davon – denn es sollte eine Weihnachtsüberraschung werden.

Am Weihnachtsmorgen zog Wilda Lilah in der Vorratsecke an, während sich Arthur anbot, den Frühstückstoast zu rösten. Dazu kochte er den Kaffee. Bald war der Raum mit einem köstlichen Duft erfüllt. Wilda sog ihn sehnsüchtig ein. Hatte sie schon Wahnvorstellungen?

»Wenn ich es nicht besser wüsste«, rief sie, »würde ich glauben, dass jemand Kaffee kocht.«

»Vielleicht ist der Toast angebrannt«, murmelte Arthur. Er hätte das Geheimnis am liebsten erst gelüftet, wenn die ganze Familie am Tisch saß. Doch da kam Wilda schon hinter den Regalen hervor und entdeckte zu ihrem Erstaunen – eine Kanne Kaffee auf dem Tisch!

»Fröhliche Weihnachten von Clarence!«, rief Arthur aus.

Es wurde ein wunderschönes Weihnachtsfest. Und das beste Geschenk kam an Heiligabend von ihrem himmlischen Vater.

»Das wunderbarste Weihnachtsgeschenk war, dass der Herr am 24. Dezember Timothy von uns wegnahm. Er zog nach Xining. Danach konnte Ben hin und wieder mit uns reden, und selbst die Pastoren sprachen gelegentlich mit uns. Keine Späheraugen beobachteten mehr das Tor, kein Ohr war mehr gespitzt, um jedes Wort zu verstehen. Was für eine Erleichterung! Hätte er einen besseren Zeitpunkt wählen können!?

Am 25. Dezember erwachte Lilah schon vor Tagesanbruch und konnte kaum erwarten, dass endlich der Weihnachtsmann kam. Kein Vergleich zu dem jämmerlichen Zustand, in dem sie sich vor einem Jahr befand.

Unser Rosenstock war noch grün und diente als Weihnachtsbaum. Darunter lagen Lilahs Geschenke: ein Stoffelefant und ein Clown, aber auch Bücher, Abziehbilder, bunte Bänder, Taschentücher, ein Luftballon in Form eines Hundes und vieles mehr.

Ein Freund kam am Vormittag vorbei und schenkte Lilah Süßigkeiten und ein Plastikpüppchen. Ben schenkte ihr ein Stehaufmännchen⁴¹.

41 *Stehaufmännchen*: Spielzeuggegenstand, häufig eine menschliche Figur, der sich von selbst immer wieder in aufrechte Lage bringt.

Dann kam am Weihnachtsabend noch ein Geschenk von dem, der an diesem Tag geboren wurde. Da Timothy weg war, traute sich der einheimische Pastor an unsere Tür, wünschte uns fröhliche Weihnachten und erzählte, dass der Gemeinderaum voll sei mit Menschen, die gar nicht zur Gemeinde gehörten, aber nun gemeinsam mit den Christen Lieder singen und die Weihnachtsbotschaft hören wollten.«

Was hatte all diese Menschen, die in einem atheistischen Staat lebten, bewogen, an diesem Tag in die Kirche zu gehen? »Wir können sicher sein, dass unsere eigenen Entbehrungen, Verluste und Leiden die beste Voraussetzung sind, das Evangelium der Gnade Gottes den Menschen näherzubringen«, hatte Hudson Taylor gesagt. Vielleicht hatten sie die »grünen Blätter in der Dürre« gesehen. Sie selbst waren bis zum Bersten ausgetrocknet. Und so wollten sie wissen, was den Christen die Kraft gab, klaglos auszuharren und trotz ihrer geflickten Kleidung und abgemagerten Körper fröhlich zu sein.

Und noch etwas Schönes geschah. Im Brief heißt es weiter:

»Am Tag nach Weihnachten kam ein wunderbares Paket an – mit drei Tafeln Schokolade, Büchern, einer aufziehbaren Spielzeuguhr, Buntstiften und einem Malbuch für Lilah. Wir haben nie erfahren, wer das Paket geschickt hat und wie es durchgekommen ist ...«

Wie gut wusste Gott Bescheid über die leere Vorratskammer in jenem entlegenen Winkel der Welt! Und wie unterschiedlich waren die Mittel und Wege, durch die er die Vorräte in aller Stille auffüllte:

Ein englischer Geschäftsmann mit seinen vielen Hemden.

Eine alte, todkranke Tibetanerin.

Eine Familie von russischen Christen, die allein viermal halben: mit Fleisch, Salz, gefütterten Stiefeln – und nicht zuletzt als Geburtstagsgäste.

Liebe Menschen aus der fernen Schweiz, von denen sie noch nie gehört hatten.

Eine Stimme, die Arthur zuflüsterte: »Geh noch einmal hin«, nachdem er von Felix fluchend weggejagt worden war.

Und dann all die wunderbaren Weihnachtsgeschenke: Spielsachen für die kleine Lilah, Kaffee aus dem Pfandleihhaus für die Mutter, ein Weihnachtspaket mit Schokolade von völlig unbekannt Menschen. Weiß Gott Bescheid, was uns fehlt? Und ob!

Und zuletzt noch die Krönung: Der Judas wurde direkt zu Weihnachten aus ihrer Mitte entfernt! Und der Gemeinderaum – vollgepackt mit Menschen, die die frohe Botschaft hören wollten!

*»Am fernen Riffe schlagen
die Wellen auf den Fels.
Doch schon treibt ihre Kräfte
die See zurück zu sich;
ihr Siegeslied wird branden
durch all den Donnerlärm.
Die Welle mag zerbrechen,
die Flut jedoch gewinnt.*

*O Wasser, deine Botschaft
tönt durch die Gischt heraus:
In Gottes Plan der Reise
zählt es schlussendlich nicht,
wie weit des Bösen Ufer,
wie hoch der Sünde Riff.
Die Welle mag zerbrechen,
doch diese Flut gewinnt. «⁴²*

42 Engl. Original:

*On the far reef the breakers
Recoil in shattered foam,
Yet still the sea behind them
Urges its forces home;
Its chant of triumph surges
Through all the thunderous din.
The wave may break in failure,
But the tide is sure to win.*

*O mighty sea, thy message
In changing spray is cast;
Within God's plan of progress
It matters not at last
How wide the shores of evil,
How strong the reefs of sin.
The wave may be defeated,
But this tide is sure to win.*
Amy Carmichael (1867 – 1951)

FALSCHES VERSPRECHEN



Das langsame Zermürben von Hoffnung ist eine besondere Art der Folter. Totalitäre Staaten wenden sie gern an, um dabei ihre eigenen Zwecke zu verfolgen.

Im Januar 1951 hatten die Mathews' zum ersten Mal einen Ausreiseantrag gestellt. Es wurde März, bevor der Eisvogel erschien und Arthur in Aussicht stellte, dass sie das Land sofort verlassen könnten – falls Arthur mit ihnen kooperierte.

Danach war vier Monate lang Funkstille. Dann teilte die Polizei in Xining Clarence Preedy mit, die Mathews' würden als Erste das Land verlassen, danach die McIntoshes. Clarence teilte ihnen dies durch einen chinesischen Christen mit, der nach Huangyuan reiste. Das war damals, als sie hofften, sie könnten rechtzeitig ausreisen, um Wildas Eltern noch zu sehen. So trafen sie die Vorkehrungen zur Ausreise und hielten sich eine ganze Weile zum sofortigen Aufbruch bereit. Nie sagte man ihnen, dass alles ein bewusst falsch gegebener Alarm war.

In diesem ersten Jahr 1951 bis Ostern 1952 waren sie rastlos und unruhig, beobachteten ständig den Kalender und die Ausreise der anderen CIM-Mitarbeiter – mehr als sechshundert verließen in diesem ersten Jahr China. Die Mathews' lebten in der ständigen Hoffnung, dass sie als Nächste an der Reihe wären. Einen Monat nach Clarence' Benachrichtigung teilte die Polizei in Huangyuan Pastor Jen mit, die Mathews' sollten sich zur Ausreise bereit machen. Da diese gehört hatten, dass die McIntoshes und Mary Milner bereits ihre Missionsorte verlassen hatten und sich in Xining aufhielten, schien das nur glaubhaft. In den folgenden Monaten kamen noch weitere Andeutungen, aber nie wurde die Sache konkret.

Dann kam die Zeit, als sie lernten, an Gottes Willen *Freude* zu haben, statt sich ihm bloß zu unterwerfen. Das nahm ihnen die

dauernde innere Spannung. Sie fanden ein Ja dazu, weiterhin in Armut und unter demütigenden Umständen zu leben. Und sie bezeugten, dass der Friede Gottes sie von da an nie wieder verließ. Sie ließen sich durch leere Versprechungen nicht mehr unterkriegen, sondern erstarkten – »und sein Laub ist grün ...«

Ein Jahr nach der irreführenden Anweisung, sich zur Ausreise bereitzuhalten, erschien Pastor Jen an ihrer Tür. Sie waren überrascht, denn zu jener Zeit durfte er eigentlich schon nicht mehr mit ihnen sprechen.

»Pastor Chin und ich kommen gerade von einer Sonderversammlung der Polizei«, meinte er. »Der Polizeivorsteher sagte zu mir: ›Sie haben Ausländer auf dem Gelände, nicht wahr? Teilen Sie ihnen mit, dass sie noch einmal die Ausreisegenehmigung beantragen sollen.‹ Das ist meine Botschaft an Sie.«

Das klang durchaus überzeugend. Ihr Guthaben, das Felix verwaltete, ging zur Neige. Da sie also bald mittellos sein würden, konnten sie dieses Mal wohl glauben, dass sie tatsächlich ausreisen durften. Und so ließen sie Passbilder anfertigen, stellten noch einmal die Anträge und hielten sich bereit. Aber wieder tat sich nichts. Doch der Friede Gottes verließ sie nie.

Arthur schrieb:

»Falscher Alarm! Wir wurden auf Umwegen informiert, dass wir noch einmal einen Ausreiseantrag stellen sollten, falls wir immer noch den Wunsch hätten, nach Hause zu fahren. Das taten wir umgehend, aber immer noch war es nicht ganz in unser Bewusstsein gedrungen, dass man sich hier offenbar einen Scherz mit uns erlaubte. Ähnlich verhält es sich, wenn wir immer wieder ei-

nen Antrag auf Geldzuweisung stellen müssen und man uns sinnlos hin- und herlaufen lässt ...

Am Vormittag verrichte ich alle Arbeiten außer Haus und habe dann am Nachmittag Zeit zum Schreiben. Nach all dem Wasser, das ich geschleppt habe, müsste ich eigentlich schon so lange Arme wie ein Gorilla haben. Bei der Schneeschmelze war der Fluss so schmutzig, dass ich ein gutes Stück weiterlaufen musste, um an eine Quelle zu kommen – das bedeutet einen Weg von ungefähr anderthalb Kilometern. Diesen Gang mache ich meistens zweimal täglich.«

Und Wilda schrieb:

»Es ist wunderbar zu wissen, dass Gott einen Plan für unser Leben hat. Wir sind zu einem bestimmten Zweck hier, daran zweifle ich nicht. Ich habe mir immer solche Sorgen um die Zukunft gemacht, doch das ist jetzt vorbei. Er weiß, was am besten für uns ist.

Wir benutzen nun seit anderthalb Jahren Blechgeschirr, denselben Topf zum Abwaschen und Kochen. Wir haben keine Vorhänge, keinen Bettüberwurf, einfach nichts, was unsere Behausung zu einem gemütlichen Zuhause macht. Wie oft habe ich mich danach gesehnt, es möge anders sein, besonders für Lilah hätte ich gern manches anders gehabt. Aber ich habe inzwischen gelernt, dass diese Äußerlichkeiten wohl angenehm, aber nicht wesentlich sind.«

Und so hielt die Freude in ihren Herzens an.

Nach dem fröhlichen Weihnachtsfest 1952 begann ihr drittes Jahr in Huangyuan. Am 8. Januar teilte man Clarence Preedy in

Xining mit, er selbst, Wilda Mathews und Lilah sollten sich sofort zur Ausreise bereithalten – Arthur und Rupert Clarke dagegen müssten noch im Land bleiben. Den ganzen Januar hindurch erhielt jedoch keiner von ihnen eine Geldzuteilung! Und auch die Ausreisegenehmigungen ließen auf sich warten. Arthur schrieb:

»Wir gerieten wieder einmal in Aufregung, als wir hörten, dass Wilda und Lilah sofort das Land zu verlassen hätten. Wir mussten alles umpacken, aber mittlerweile haben wir uns wieder beruhigt. Steter Tropfen höhlt den Stein – und gewisse Leute verstehen sich ausgezeichnet auf diese Art der Wasserbehandlung ... Dies ist nun das fünfte Versprechen zur Ausreise, das nicht eingehalten wurde!«

Nun ging es den Männern in Xining finanziell sehr schlecht. Auch Arthur hatte die Weihnachtsüberweisung bereits aufgebraucht. Doch als Lilahs Milchgeld eintraf, beschlossen sie, es den beiden in Xining zu schicken. Aber auch für Lilah wurde gesorgt – wie die folgende Begebenheit zeigt.

Als Timothy zum Verräter wurde, schien auch Ben eine Weile zu schwanken. Wilda und Arthur, aber auch der russische Christ beteten intensiv für Ben, und allmählich hielt sich Ben wieder zu den Missionaren. Er bewohnte einen kleinen Raum neben der Küche, der nur durch eine Schrankwand abgetrennt war. Die Schubladen des Schrankes ließen sich von beiden Zimmern aus herausziehen.

Da Timothy alles beobachtete und mithörte, hatte Ben eines Tages die Idee, seine oberste Schublade herauszuziehen und einen Zettel in die Schublade der Mathews' zu legen. Oder er flüsterte mit ihnen durch den Hohlraum, wenn beide Parteien ihre oberste Schublade herauszogen.

An dem Morgen, als sie Lilahs Milchgeld nach Xining geschickt hatten, kam wie gewöhnlich die alte tibetanische Frau, die ihnen Milch verkaufte.

»Bitte bring uns eine Weile keine Milch mehr«, sagte Arthur zu ihr. »Wir haben gerade kein Geld dafür.«

Aber die alte Dame war etwas schwerhörig. »Was ist mit der Milch?«, rief sie.

»Bring uns keine mehr, bis wir wieder welche bestellen!«, rief Arthur zurück.

»Warum? Ist meine Milch nicht gut?«, rief die Alte bestürzt.

»Doch, die Milch ist gut«, brüllte Arthur. »Aber wir haben kein Geld.«

Endlich begriff die Frau, aber natürlich hatten es nun auch alle anderen auf dem Missionsgelände gehört!

Als Arthur ins Haus zurückkam, hörten sie ein Geräusch an Bens Schublade. Als sie die ihre aufzogen, lagen 100 000 chinesische Dollar (ungefähr 4,50 US-Dollar) darin. »Ihre Frau und das Kind brauchen die Milch nötiger als ich. Ich kann von Kartoffeln leben«, sagte Ben schlicht.

Wilda und Arthur waren tief bewegt. Ben hatte keinen, der ihn regelmäßig unterstützte. Wenn er kein Geld mehr hatte, ernährte er sich von billigen Kartoffeln. Wenn er dagegen eine besondere Zuwendung erhalten hatte, genehmigte er sich Nudeln.

Nun hatte Ben einen Onkel, der Parteimitglied war und ihm einen guten Posten bei der Regierung angeboten hatte, wenn er seine religiösen Ansichten aufgeben würde! Doch Ben hatte ihm geantwortet, das komme nicht infrage, Gott werde ihn versorgen. Erst vor einigen Tagen hatte er eine Spende vom *John Sung*

Bible Institute erhalten. Das Geld für Lilahs Milch war ein Drittel von dem, was er bekommen hatte.

Aber mehr noch: Ben bot Arthur auch seine Hilfe an, falls Wilda und die Kleine zuerst ausreisen mussten. Arthur schrieb darüber:

»Wenn Wilda mich hier allein zurücklässt, wird meine Bewegungsfreiheit womöglich noch mehr eingeschränkt. Der oben Erwähnte [Ben] hat sich freiwillig angeboten, unser Onesiphorus⁴³ zu sein. Gott segne diesen tapferen einsamen Mann.«

Einen Monat lang hörten sie nichts von der Polizei, und dann stand am Morgen des 5. Februar 1953 ohne Vorwarnung Felix an ihrer Küchentür. Arthur berichtete darüber:

»Unser Geld liegt auf der Bank, ich hoffe, dass meinen Anträgen stattgegeben wird. Heute Morgen hatte ich Besuch von Felix, der mir mitteilte, ich solle meine Frau davon in Kenntnis setzen, dass sie sich bereithalten müsse, in zwei Tagen abzureisen. Er sagte: »Sie bleiben hier, bis Ihre Frau ausgereist ist.«

Ich habe noch kein Reisegeld für Wilda bekommen, also kann ich ihr nur 10 000 von meinen 30 000 für den Monat geben. Man hat mir 5 000 für Lilah versprochen – ich habe sie aber noch nicht erhalten –, und 10 000 für die Reise, die ich ebenfalls noch nicht habe. Doch der Herr weiß das und wird sich auch darum kümmern. Wir hoffen, dass die Behörden in Hongkong Lilah nicht

43 Vgl. 2. Timotheus 1,16-18.

wieder zurückschicken, weil sie in keinem unserer Reisepässe eingetragene ist. Wir wissen nicht, ob wir ein Telegramm schicken können. Falls ja, wird es lauten: »FRAUEN MATHEWS, XINING«, wenn Wilda und Lilah allein dorthin reisen.

PS: Alles war gepackt, Fahrkarten besorgt, die Kulis⁴⁴ standen bereit, um das Gepäck zu tragen – und dann kam der Befehl, sie sollen bleiben ... Also sind die beiden immer noch hier.«

Das war das Schlimmste von allem. Arthur hatte sein wenigstes, kostbares Geld für Fahrkarten ausgegeben, die nicht wieder erstattet wurden. Wilda und Lilah waren reisefertig, das Gepäck verschnürt. Ein Kuli wollte es gerade auf den Lastwagen heben, als Arthur mit der Nachricht kam: »Halt! Sie haben euch keine Reisebewilligung erteilt.«

Die arme kleine Lilah rannte in die Küche, setzte sich in ihren Kinderstuhl, schaukelte hin und her und schluchzte vor Enttäuschung. Wilda schrieb:

»Das war nun das sechste Mal innerhalb von zwei Jahren, dass man uns zur Ausreise aufgefordert hat. Wir regten uns nicht darüber auf (wahrscheinlich, weil wir schon zu oft zum Narren gehalten wurden). Irgendwann hatten wir das Gefühl, dass der Herr selbst hier seine Hand im Spiel hat. Vielleicht können wir ja bald gemeinsam ausreisen oder zumindest von hier wegziehen. Die arme kleine Lilah hat bitterlich geweint ... Aber sie kam darüber hinweg.«

44 Kuli: Ungelernter Lohnarbeiter in Südostasien, häufig Tagelöhner; Tätigkeit: meist Lastentragen oder andere gering bezahlte körperliche Arbeit.

Wir können uns sicher vorstellen, dass es Wilda nicht leichtfiel, Arthur allein zurückzulassen. Doch sie wagte keine Einwände zu erheben. Mrs. Clarke hatte damals dagegen protestiert, von ihrem Mann getrennt zu werden, und das hatte die Kommunisten so aufgebracht, dass sie ihn drei Tage lang ins Gefängnis steckten, um sie zu bestrafen. Das wusste Wilda, und so wagte sie nicht, ihre Gefühle zu zeigen. Nur in Gegenwart des Herrn schütete sie ihr Herz aus:

»Eines Nachts flehte ich den Herrn an, uns zusammen ausreisen zu lassen, doch am nächsten Morgen las ich im Römerbrief: ›Wer bist du denn, o Mensch, der du das Wort nimmst gegen Gott? ... Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Ton ...?«⁴⁵ Nun konnte ich nur noch sagen: ›Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe.«⁴⁶ Was für ein Trost und eine Hilfe, alles einfach ihm überlassen zu können!«

Und doch lebten sie immer in einer gewissen Spannung. Denn gegen Arthur wie auch gegen Rupert Clarke waren schwerwiegende Anklagen erhoben worden. Sie waren natürlich falsch, klagten ihn aber des Mordes an. Drei frühere Patienten von Dr. Clarke waren gestorben, und ihm wurde nun vorgeworfen, an ihrem Tod schuld zu sein. Arthur fragte sich, was man wohl gegen ihn vorbringen werde.

45 Römer 9,20-21.

46 Lukas 22,42.

Nachdem sie sich nun zum sechsten Mal vergeblich zur Ausreise bereit gemacht hatten, warteten sie fast einen Monat, bevor sie wieder etwas von der Polizei hörten. Arthur schrieb:

»Am Sonntag, den 1. März, kam ein Mann in den Hof und teilte mir mit, die Frau mit dem Kind müssten am folgenden Tag abreisen. Ich meinte, es wäre wohl besser, sie hätten zuvor eine Reise genehmigung. Ich würde erst dann eine Fahrkarte kaufen, wenn wir eine Bewilligung in Händen hätten. Da befahl er mir, am Abend um sechs Uhr nochmals vorzusprechen. Als ich zur Polizei kam, fragte man mich, ob ich die Fahrkarte gekauft hätte. Da zitierte ich das chinesische Sprichwort: ›ih hwei seng liang hwei shuh‹ [was so viel bedeutet wie: Gebranntes Kind scheut das Feuer]. Ich erhielt den Befehl, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Nachdem wir am Montagmorgen gepackt hatten, meldete ich mich wieder in aller Frühe bei der Polizei. Ein anderer Mann kam vorbei und fragte, ob meine Frau heute abfahren würde. Ich entgegnete, das hinge von ihnen ab. Ich sei finanziell nicht in der Lage, Geld für Fahrkarten auszugeben, ohne einigermaßen sicher zu sein, dass diese Fahrkarten auch wirklich gebraucht würden. Dann kam ein anderer heraus und wies mich an, die Fahrkarten am Nachmittag zu kaufen und mich am Dienstagmorgen wieder zu melden, bevor meine Familie abfuhr. Da die Fahrkarten nicht vor elf verkauft werden, der Lastwagen aber schon um zwölf abfahren sollte, war diese Anordnung reichlich fehl am Platz. Doch nach viel Hetzerei – zunächst zu den Kulis, dann, um die Familie zu holen, dann zur Behörde – fuhr der Lastwagen schließlich mit einem Teil der Familie Mathews davon.«

Arthur berichtete auch mit sehr zurückhaltenden Worten, wie Ben ihm geholfen hatte. Später bekam dieser Schwierigkeiten mit der Polizei wegen seiner Freundlichkeit gegenüber dem verhassten »Imperialisten«. Arthur wäre ohne Bens Hilfe allerdings verloren gewesen, denn er sorgte dafür, dass eine chinesische Familie, die auf demselben Lastwagen reiste, ihnen beistand – sie waren nämlich regelrecht entzückt von dem kleinen weißen Kind. Arthur schrieb:

»Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass ich ohne meinen Mitstreiter verloren gewesen wäre – der Herr segne ihn! Er hat sich um das Gepäck gekümmert, es abgewogen und hielt Wache, während ich ohne ein Ticket bei der Polizei vorsprach. Ich musste ihnen erklären, dass die Haltestelle gut zwanzig Minuten zu Fuß entfernt sei. Würde ich von dort weggehen, ohne das Ticket gekauft zu haben, würde es schwierig, mich um die Reisegenehmigung zu kümmern und rechtzeitig vor Abfahrt des Wagens wieder zurück zu sein. Was für eine Erleichterung, als ich die Reisegenehmigung in Händen hielt!

Lilah schwenkte glücklich einen Ballon, der an einem Stab befestigt war, als der Lastwagen sich in Bewegung setzte. Sie saß sicher und zufrieden auf dem Schoß eines netten Herrn, der sich zusammen mit seiner Frau darum kümmern sollte, dass am Ende der Fahrt für Wilda und Lilah gesorgt werden würde.

Ich habe den ganzen Nachmittag damit verbracht, ihre Betten aus der Küche zu entfernen und überhaupt sauber zu machen. Nun stelle ich mich auf die letzte Etappe ein. Bin mal gespannt, ob sie mich jetzt von Luft leben lassen! Hätten Harry und Elizabeth Gould uns nicht geholfen, wären wir völlig am Ende gewesen.

Clarence Preedy geht es finanziell wieder besser, und so werden Wilda und Lilah dort auch besser aufgehoben sein als hier. Bücher habe ich genug. Preedy hat mir an die zwanzig geschickt, also wird zunächst keine Langeweile aufkommen. Und der Flickkorb quillt geradezu über!«

Am 4. März 1953 hatten sich Wilda und Lilah von Arthur in Huangyuan verabschiedet. Am 15. März verließen sie Xining, zusammen mit Clarence Preedy. Am 24. März überquerten sie die Freiheitsbrücke nach Hongkong. Wilda schrieb:

»Ist das Hongkong?« Zum hundertsten Mal in diesen neun Tagen, während wir vom äußersten Nordwesten Chinas an die Küste reisten, stellte das kleine Mädchen diese Frage. Was für ein herrliches Gefühl war es für ihre Mama und ihren ›Adoptivonkel‹, endlich sagen zu können: ›Ja, das ist Hongkong!« Es ist schier unmöglich, unser Gefühl der Erleichterung, Freude und Dankbarkeit zu beschreiben.«

Natürlich wollte man alle Einzelheiten über die beiden Zurückgelassenen erfahren, und so verfasste Wilda einen Rundbrief.

»Bevor Clarence aus Xining abfuhr, bekam er noch Antwort auf einige Fragen, die er gestellt hatte.

Rupert darf in die Stadt gehen, um Gemüse zu kaufen.

Man hat ihm das Sparbuch ausgehändigt und er kann jetzt Geld abheben.

Arthur kann seine monatliche Zuteilung über Rupert erhalten.

Rupert hat die Schlüssel bekommen.

Rupert und Arthur sind im Allgemeinen zuversichtlich und bei guter Gesundheit. Im Moment haben beide gefüllte Vorratskammern und genügend Geld zur Verfügung.«

Von dem Polizisten, der Wilda an der chinesischen Grenze abfertigte, wurde sie gefragt, ob sie wisse, warum sie das Land verlassen dürfe.

»Nein«, gab sie zu. »Können Sie es mir sagen?«

»Sie haben die Ausreisegenehmigung erhalten, weil Ihr Geld aufgebraucht ist. Doch Ihr Mann und Dr. Clarke gehören zu einer anderen Kategorie. Das sind Kriminelle, und die Regierung weiß, wie sie mit solchen umzugehen hat.«

Das war alles, was Wilda über die »Anklage« wusste, die gegen Arthur erhoben wurde. Natürlich war es Taktik der Regierung, die letzten Mitglieder einer Mission oder Organisation zurückzuhalten, egal um wen es sich handelte. Sie wollten an ihnen all den Hass auslassen, den sie gegen die gesamte Personengruppe hegten.

Man durfte sie mit fadenscheinigen Versprechungen quälen, sie scheinbar loslassen und dann doch wieder zurückhalten – doch nur so lange, bis Gott Einhalt gebot. Die Beute sollte dem Gewaltigen doch noch ganz entkommen, so wie Gott es ihnen damals zugesagt hatte.

ENDLICH FREI!



Nun war Wilda sozusagen zu uns anderen an die Küste von Malta gestoßen und beobachtete besorgt die letzten beiden kleinen Punkte in der Ferne, die sich inmitten der tosenden Wellenberge auf- und abbewegten.⁴⁷

Sobald sie auf der Reise in eine wärmere Gegend gekommen waren, hatte sie ihre gefütterte Kleidung an Arthur zurückgeschickt. Und als sie Guangzhou erreichten, entdeckte Clarence, dass sie eine Million Inflationsdollar übrig hatten. Er hatte sich bei der Schätzung der Reisekosten an die Ausgaben der McIntoshes gehalten, doch offenbar hatten sie günstiger reisen können als diese. Da sie aber kein chinesisches Geld über die Grenze bringen durften, steckte Clarence die Million – unter Gebet – in einen gewöhnlichen Briefumschlag und schickte ihn an Arthur. Ein Wunder geschah: Sowohl die Kleidung als auch das Geld kamen sicher an!

Arthurs erste Reaktion auf die Abreise seiner Lieben war große Erleichterung. Doch bald stand er allerlei Sorgen und Schwierigkeiten gegenüber. Würde man Rupert gestatten, ihm Geld zu senden? Was empfand er wohl, als er dann den Briefumschlag öffnete und eine Million Dollar (ungefähr 45 US-Dollar) darin fand! Und dann das Kleiderpaket! Überglücklich schrieb er:

»Habe ich euch schon berichtet, dass Wildas und Lilahs Kleider zusammen mit denen aus anderen Paketen sich als eine große Hilfe erwiesen haben? Ich konnte sie gegen Lebensmittel eintauschen und bekam dafür über zweihundert Eier, vier Hühner und Milch in Hülle und Fülle. So fällt es mir leichter, an den [stark überhöhten] Zoll zu denken, den ich für die Pakete aus Hongkong und der Schweiz zahlen musste.«

47 Vgl. Apostelgeschichte 27,39–28,1.

Doch dann setzte die Sommerhitze ein, und mit ihr kamen die Unmengen von Fliegen, Insekten und Krankheiten, die diese mit sich bringen. Zudem hatte Arthur wieder Zahnprobleme und rheumatische Schmerzen. Er schrieb:

»Ich überlege ernsthaft, ob ich nicht einen Pass für einen Kurzaufenthalt in Xining beantragen soll, um dort eine Zahnbehandlung durchführen zu lassen. Hier weigert man sich, den Zahn zu ziehen. Wenn sie hören, dass ich leide, bereitet es ihnen zusätzliche Genugtuung, mir den Pass zu verweigern ... Leider kann ich nicht mit den höflicheren Herren in Xining verhandeln, sondern muss mich an die hiesigen Gestalten wenden.«

Zu allem Übel bekam er auch noch Magenprobleme! Während er fünf Tage lang krank im Bett lag, fragte er sich, ob dies nicht Gottes Absicht sei und er ihm nun Dr. Clarke senden werde. Er konnte nicht wissen, dass Rupert Clarke zur gleichen Zeit krank in Xining lag und sich sehnsüchtig fragte: »Ob wohl Arthur herkommt, um mich zu pflegen?«

Wie viele besorgte Gebete stiegen in der fernen Heimat zum Himmel auf, als Wilda und die anderen von der Situation der beiden Männer erfuhren! Am 18. Mai schrieb Arthur:

»Endlich gibt es Erfreuliches zu berichten. Rupert konnte mir eine Geldanweisung per Post schicken, und nun kann ich meine monatliche Rate abheben, ohne Felix einschalten zu müssen. Doch hat die Zusicherung des monatlichen Unterhalts immer auch etwas Hoffnungsvernichtendes. Gestern Abend kam mir dies besonders zu Bewusstsein ... Doch heute Morgen kam mir wieder Jeremia zu

Hilfe. Der Kommentar, den ich zu meiner Bibellese las, schrieb zu Kapitel 9,1: »Er flehte um Befreiung, aber er blieb. Das Seufzen seiner Seele vertiefte den Wert der Treue zu seiner Aufgabe.«

Doch selbst als Monat für Monat die »Hoffnung vernichtenden« Geldanweisungen eintrafen, hörte der beste Wein nicht auf zu fließen. Arthur schrieb:

»Einer unserer Lieblingsverse ist Psalm 34,5: »Ich suchte den HERRN, und er antwortete mir; und aus allen meinen Bängstigungen errettete er mich.« Im Moment haben wir ein Guthaben von 860 000 Dollar, genug für zwei weitere Monatsanträge. Darüber hinaus will ich nicht denken ... Sieht so aus, als würde man sich bald etwas näher mit uns befassen ... Betet um Führung für Rupert.«

Das Letztere bezog sich auf Gerüchte über eine öffentliche Verhandlung – beiden wurde Mord zur Last gelegt. Solche öffentlichen Verhöre waren etwas Schreckliches. Die Bevölkerung wurde zuvor mit Lügengeschichten so aufgehetzt, dass sie die Hinrichtung des Angeklagten verlangten. Die Freunde zu Hause sahen die gewaltige Welle, die sich den zwei winzigen Punkten draußen auf dem Meer entgegenwälzte, und beteten inständig, sie möge »brechen«, bevor sie die beiden erreichte.

Ein weiterer Monat verstrich, in dem Arthur eine Bewährungsprobe anderer Art erlebte. Er schrieb:

»14. Juni 1953. Der Teufel scheint seine Aufmerksamkeit auf Wildas Post zu richten. Ich weiß, dass sie alle drei oder vier Tage

schreibt, doch einige ihrer nummerierten Briefe fehlen ... Wenn man sich ohnehin nicht gut fühlt und sich fragt, ob der medizinische Ratgeber richtige oder falsche Anweisung erteilt, scheinen sich die Tage unendlich hinzuziehen. ...

Kürzlich erfuhren wir in einem Brief, dass ein Mann durch den Eisernen Vorhang⁴⁸ gelassen wurde, weil seine Frau ein Bittgesuch eingereicht hatte. Das sollte man unseren Frauen sagen. Natürlich verlangte diese Information nach einer Antwort, ich wollte Gewissheit haben. Am nächsten Morgen las ich Psalm 52,11: ›Und auf deinen Namen will ich harren ...‹ Der Herr sprach zu mir durch einen Kommentar zu diesem Vers: ›Es gibt nichts Besseres, um unserem Geist Frieden zu schenken und uns auf dem Pfad der Pflicht zu halten (während wir versucht sind, über Umwege einen Kurs zu unserer Befreiung einzuschlagen), als zu hoffen und ruhig auf die Rettung des Herrn zu warten.‹«

Dieser Trost erwies sich nicht als falsche Hoffnung. In weniger als einem Monat befand sich Arthur auf dem Weg in die Freiheit. Er schrieb:

›An einem Morgen war ich in aller Frühe in den Garten gegangen, um das Gemüse zu bewässern. Mein einziger Wunsch an diesem Morgen war, dass die Rüben gut wuchsen und ich bald frischen Salat haben würde. Vielleicht könnt ihr euch meine Über-

48 *Eiserner Vorhang*: Bezeichnung der Grenze, die während der Zeit des Kalten Krieges (1947–1989) die NATO-Staaten (u. a. Deutschland und die USA) und die Länder des Warschauer Paktes (u. a. osteuropäische Staaten, Russland, China) voneinander trennte. Diese »eiserne« Grenze war von beiden Seiten nur schwer zu durchbrechen; ein bekanntes Beispiel hierfür ist die Berliner Mauer, die von 1961 bis 1989 Westberlin (das zur Bundesrepublik Deutschland gehörte) von Ostberlin (der DDR zugehörig) trennte.

raschung vorstellen, als ich aufblickte und einen Polizisten vor mir stehen sah – und die noch größere Überraschung, als er mich anwies, meine Sachen zu packen und in einer Stunde bereit zu sein, nach Xining abzureisen! Soviel ich weiß, ist keine andere Ausreise eines Missionars auf diese Weise verlaufen. Gewöhnlich wird der Missionar zu einer respektablen Zeit aufgesucht und man teilt ihm mit, er solle sich zur Ausreise bereithalten. Aber dann muss er in der Regel noch Wochen oder Monate in quälender Ungewissheit warten, bevor man ihn tatsächlich reisen lässt.

Ich eilte ins Haus zurück, fachte das Feuer an und nahm hastig mein Frühstück ein. Zwischendurch rannte ich die Treppen hinauf und hinunter, um meine Sachen zu packen. Als der Beamte sich ein paar Minuten entfernte, nahm ich die Gelegenheit wahr und warf die verbliebenen Lebensmittelvorräte und das Brennholz schnell in Bens Küche. Dann drückte ich Ben 100 000 Dollar in die Hand und sagte: »Ich fahre jetzt nach Hause. Du musst hier zurückbleiben, aber ich werde den Christen in meiner Heimat von dir berichten, und sie werden für dich beten.«

Man kann sich Bens Gefühle vorstellen! Bald wurde Arthur mit-
sam seinem Gepäck aus dem Haus geführt. In seinem Brief fuhr
er fort:

»Später, als ich auf dem Beifahrersitz (ein ungewöhnlicher Luxus in China) des Polizeiwagens saß, sagte ich mir: »Das ist das Werk des Herrn – und es ist wunderbar.«

Nun gab es kein Zurück mehr. Die Initiative zum Handeln war den Menschen, die mich gefangen gehalten hatten, aus der Hand genommen. Mir schien, als würde Gott sagen: »Bis hierher sollst du

*kommen und nicht weiter, und hier sei eine Schranke gesetzt dem Trotz deiner Wellen.*⁴⁹«

Er kam um die Mittagszeit in Xining an. Dort wurden sofort seine Habseligkeiten durchsucht und man nahm ihm alle Papiere ab: seine Bibel, seinen Pass, sogar die Hüllen seiner Rasierklingen! Dann wurde er ins Gefängnis gebracht, wo er ein Mittagessen bekam. Irgendwann am Nachmittag wurde er zum Gerichtshof geführt. Unterwegs sah er plötzlich Rupert, dessen Sachen auch gerade durchsucht wurden.

Arthurs Herz machte einen Sprung. Rupert hatte ihn nicht bemerkt. Würde man sie zusammenlegen? Arthur räusperte sich. Er sah, wie Rupert aufblickte und ihn erkannte. Keiner von beiden wagte, ein weiteres Zeichen zu geben.

Im Gerichtshof saßen der Richter und die Sekretäre, die das Verhör aufzeichnen sollten. Hinter Arthur stand ein Wachtposten, während der Richter die Anklagepunkte verlas:

»Erster Anklagepunkt. Beihilfe zum Mord im Fall Dr. Kaos im Jahr 1936.«

Arthur blickte ihm direkt in die Augen und sagte: »1936 habe ich am *Melbourne Bible Institute* studiert. Nach China bin ich erst 1938 gekommen.«

»Ach«, meinte der Richter überrascht. »Wann waren Sie dann in Zhangye?«

»Erst 1948«, entgegnete Arthur.

49 Hiob 38,11.

»Zweiter Anklagepunkt«, rief der Richter und verlas: »Arthur Mathews hat ein Mädchen bei der Kuomintang⁵⁰ als Kommunistin angeschwärzt. Als Folge davon wurde sie gefoltert und bleibt lebenslang ein Krüppel.« Dieser Vorwurf war eine reine Erfindung von Frau Kao!

»Dritter Anklagepunkt: Auf Ihrer Reise durch China, von Yantai nach Qingdao, Kaifeng, Xi'an, bis Lanzhou, haben Sie aufwieglerische Reden geführt.« Arthur hatte zu der Zeit gerade ein halbes Jahr die Sprache gelernt und war an jedem dieser Orte nur drei oder vier Tage geblieben.

»Vierter Anklagepunkt: Durch Fotografieren und in Briefen haben Sie bewiesen, dass Sie ein Imperialist sind.

Fünfter Anklagepunkt: Sie haben fremdes Eigentum beschlagnahmt.« Die CIM hatte für viele Gebäude auf Dr. Kaos Grundstück Miete gezahlt, und so durfte die Familie Mathews natürlich in einem Haus wohnen, während sie mit der Gemeinde in Zhangye zusammenarbeiteten. Dieser Anklagepunkt betraf nicht ihn selbst, erklärte Arthur, sondern die Missionsgesellschaft.

Der Richter versuchte nun, Arthur dazu zu bewegen, ein Schulbekenntnis für diese Anschuldigungen zu unterzeichnen. Doch Arthur weigerte sich.

»Setzen Sie einfach Ihren Namen hierhin«, drängte der Richter. »Dann können Sie sofort zu Ihrer Frau und Ihrem Kind nach Amerika ausreisen.« Vielleicht war das der Grund, dass die klei-

50 *Kuomintang* (»Nationale Volkspartei Chinas«): Mächtigste Partei Chinas von 1928 bis 1949, gegründet von Sun Yat-sen und ab 1925 geführt von Chiang Kai-shek; nach dem verlorenen Bürgerkrieg gegen die Kommunistische Partei Chinas 1949 nur noch auf Taiwan.

ne Familie getrennt worden war – man wollte ein Schuldgeständnis erzwingen.

»Ich stehe vor Gott – und vor Ihnen«, rief Arthur verärgert aus. »Ich bestreite alle diese Anklagepunkte und werde nicht unterschreiben.«

»Nun, dann waschen wir unsere Hände in Unschuld«, rief der Richter. »Wir schicken Sie nach Lanzhou und Zhangye und lassen das Volk entscheiden.« Das bedeutete ein öffentliches Verhör.

Darauf wurde Arthur in einen kleinen Raum geführt, in dem Rupert Clarke ebenfalls unter Bewachung stand. Man setzte sie auf den Rücksitz eines Jeeps, verbot ihnen jedoch, miteinander zu sprechen, und fuhr sie zum Gefängnis. Dort steckte man sie in getrennte Zellen, in denen die ganze Nacht Licht brannte.

In Arthurs Zelle waren noch andere Gefangene. Er sah sich um und erblickte an der Rückseite der Tür einen Anschlag:

Vorschrift zur persönlichen Hygiene:

Einmal täglich Hände und Gesicht waschen.

Häufig den Körper waschen.

Kleidung und Bettzeug reinigen.

Doch die Wände waren mit Wanzen übersät, die frühere Zelleninsassen zerquetscht hatten, wenn sie nachts von ihnen belästigt wurden.

Am nächsten Morgen wurde Rupert Clarke zusammen mit zwei katholischen Priestern in den Bürgersaal geführt, während man Arthur über den Hof in einen kleinen Raum geleitete. Über Lautsprecher konnte er mit anhören, wie ihre »Verbrechen« ver-

lesen wurden. Daraus schloss er natürlich, die anderen würden nun deportiert, während er zurückgelassen würde.

Dann kam zu seiner Überraschung ein Polizeibeamter mit einem Papier in der Hand über den Hof gerannt. Bei Arthur angekommen, verlas er erneut die fünf Anklagepunkte, wobei der erste abgeändert worden war: »Im Bunde mit dem Mörder von Dr. Kao im Jahr 1948.« (Da war Kao schon zwölf Jahre tot.)

Der Polizist schrie Arthurs Urteil heraus: »Dauerhafte Landesverweisung mit sofortiger Wirkung!«

Arthur wurde nun in den Hof geführt, wo die Fotografen schon warteten. Von allen Seiten klickten die Kameras, während er in seinen schäbigen Kleidern zum Polizeiwagen gebracht wurde, in dem bereits Dr. Clarke und die katholischen Priester saßen. Diese Fotos wurden später zusammen mit den genannten Anklagepunkten in den chinesischen Kirchen herumgezeigt.

Der Wagen brachte sie zunächst zu einem Gasthaus in Lanzhou. Alle vier mussten auf einem großen Bett zusammen schlafen. Arthur fragte sich, wie man wohl weiter mit ihnen verfahren werde. Am nächsten Morgen warteten sie vergebens darauf, zu einem öffentlichen Verhör gebracht zu werden. Nachmittags ließ sie der Schatten eines Polizeibeamten, der über den Hof ging, erschreckt auffahren. Er trat zu ihnen herein und sagte: »Es ist jetzt drei Uhr. Ihr Zug wird in ungefähr einer Stunde abfahren. Legen Sie Ihr Bettzeug zusammen, dass es auf den Wagen verladen werden kann.«

Arthur konnte nicht fassen, dass auch er gemeint war. »Ich dachte, Sie wollten mich noch einmal verhören«, platzte er heraus.

Rupert gab ihm einen Stoß in die Rippen und flüsterte: »Halt den Mund!«

Der Beamte murmelte etwas und ging hinaus. Dann wurden alle vier zu einem Zug gebracht und in ein Abteil geleitet, in dem sich vier Wachpolizisten befanden.

Am nächsten Morgen teilte man ihnen in Tianshui mit, die Bahnlinie müsse repariert werden. Drei Tage verbrachten sie dort im Bahngefängnis. Doch die Wachen waren freundlich zu ihnen und erkundigten sich sogar, was sie gerne essen würden. Rupert wünschte sich mutig ein süßsaureres Schweinefleischgericht, das sie dann – sogar zweimal! – bekamen.

Von Tianshui aus fuhren sie mit dem Zug weiter nach Hongkong. Als er in dieser ersten Nacht in seiner Koje lag, verspürte Arthur eine solche Erleichterung, dass an Schlaf nicht zu denken war. Die tödliche Welle hatte sie nicht erreicht. So fand das Gebet der Menschen in der Heimat seine Erfüllung. Später schrieb Arthur darüber:

»Als ich in dieser Nacht im Schlafwagen lag, kamen mir immer wieder die Tränen, wenn ich an die Hilfe und den Schutz dachte, die Gott uns hatte zuteilwerden lassen ... So wurden auch jetzt nicht nur die Drohungen und Anschuldigungen gegen uns zunichte gemacht, sondern wir durften auch ganz besondere Zeichen seiner Liebe erleben: erstklassiges Essen, Übernachtungsmöglichkeiten auf der ganzen Reise nach Hongkong, die Unterbringung in Gasthäusern, ein Nachmittag in einem kühlen Teehaus, während wir auf einen Anschluss warteten, ein Wagen ganz für uns auf der Strecke von Xining nach Lanzhou, keine Sorgen um Gepäck, keine Reservierungen oder Anstehen um Fahrkarten, keine Verantwortung.

Die einzige Unannehmlichkeit bestand darin, dass wir während der gesamten Reise unter Bewachung standen. Wir durften während der Fahrt nicht herumgehen, und dreizehn Stunden auf hölzernen Sitzen können schon quälend sein. Jedes Mal, wenn der Zug anhielt, sprangen wir auf die Füße, um uns zu strecken – das war bestimmt ein komischer Anblick! Aber ich bin sicher, dass alle anderen Ausreisenden vor Neid erblassen, wenn sie von unserer komfortablen Deportation erfahren.«

Auf der Fahrt zwischen Guangzhou und Hongkong, während die langersehnte Freiheitsbrücke immer näher rückte, kam Arthur Psalm 118,24 in den Sinn: »Dies ist der Tag, den der HERR gemacht hat.« Rückblickend schrieb er später:

»Der große Schöpfer aller Tage hat uns während der zweieinhalb Jahre des Wartens auf unsere Ausreise eine große Vielfalt zugebracht. Manche Tage hätten wir gern übersprungen, andere in ihrem Ablauf geändert. Doch er wollte uns lehren, am Anfang eines jeden Tages zu sagen: ›Dies ist der Tag, den der HERR gemacht hat; frohlocken wir, und freuen wir uns in ihm.« Das lernten wir – wenn auch unvollkommen –, an Tagen zu sagen, deren Unglück kein Ende zu nehmen schien. So kam dieser Satz am Tag der Befreiung natürlich umso leichter von unseren Lippen!«

Der krönende Abschluss war ihre Ankunft in Hongkong – ohne Pässe! Arthur berichtete später:

»Wir hatten überhaupt kein Geld, konnten also auch nicht Bryce Gray [den CIM-Sekretär] anrufen. Aber Pater Patelli, der

die beiden katholischen Priester in Empfang nahm, schleuste uns mit durch. Er lud uns zum Essen und Trinken ein und rief dann Bryce an, um ihm unsere Ankunft mitzuteilen.«

Nachdem sie die Freiheitsbrücke überquert hatten, mussten sie noch einmal zweieinhalb Stunden mit der Bahn in den Stadtteil Kowloon fahren, wo sich die CIM-Station befand. Arthur vergaß nie den Augenblick, als der Zug zum Stehen kam und der deutsche Priester, der auf der anderen Seite des Ganges saß, plötzlich aus dem Fenster zeigte: »Da sind Ihre Leute!«

Im nächsten Augenblick war Arthur auf die Füße gesprungen, riss die Abteiltür auf und stürzte die Stufen hinunter in die Arme seiner Missionsfamilie. Jeder, der sich nur irgendwie freimachen konnte, war zur Ankunft des Zuges erschienen. Wie groß ist unser Gott! Die letzten Mitglieder der CIM-Familie waren nun in Freiheit!

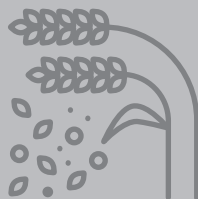
Dann liefen die Drähte heiß, um die Nachricht über die ganze Welt zu verbreiten: nach Amerika zu Wilda und Lilah, nach Südafrika zu Mrs. Clarke und ihrem kleinen Sohn, der nur zwei Monate jünger war als Lilah, nach Singapur in das Hauptquartier der CIM. Dort ließ man den Gong ertönen, um die Mitarbeiter zu versammeln, und las laut das erlösende Telegramm vor: »Mathews und Clarke am 20. angekommen!«

Sofort brachen alle in Freuden- und Dankrufe aus. Vermutlich blieb an diesem Tag kaum ein Auge trocken. »Und so geschah es, dass alle an das Land gerettet wurden.«⁵¹

51 Apostelgeschichte 27,44.

NACHWORT

WENN GOTT PFLÜGT



Gott lässt seine Kinder nicht sinnlos leiden, er straft auch nicht mutwillig. Wenn er pflügt, dann tut er es, um später eine Ernte einzubringen. Dieses Buch schenkte uns einen kleinen Einblick in das Geheimnis dieser Absicht Gottes – und es lässt uns schon etwas von der Ernte ahnen.

Petrus rät uns: »Geliebte, lasst euch durch das Feuer der Verfolgung unter euch, das euch zur Prüfung geschieht, nicht befremden, als begegne euch etwas Fremdes.«⁵² Auch der Verfasser des Hebräerbriefes versichert uns, dass Verfolgung letztlich Frieden und Gerechtigkeit als Frucht bewirkt.⁵³ Prüfungen, die Gott uns schickt oder die er zulässt, sind in Wirklichkeit ein Vertrauensbeweis, denn Gott lässt nicht zu, dass wir über unsere Kräfte geprüft werden. Und er will sich darin verherrlichen.

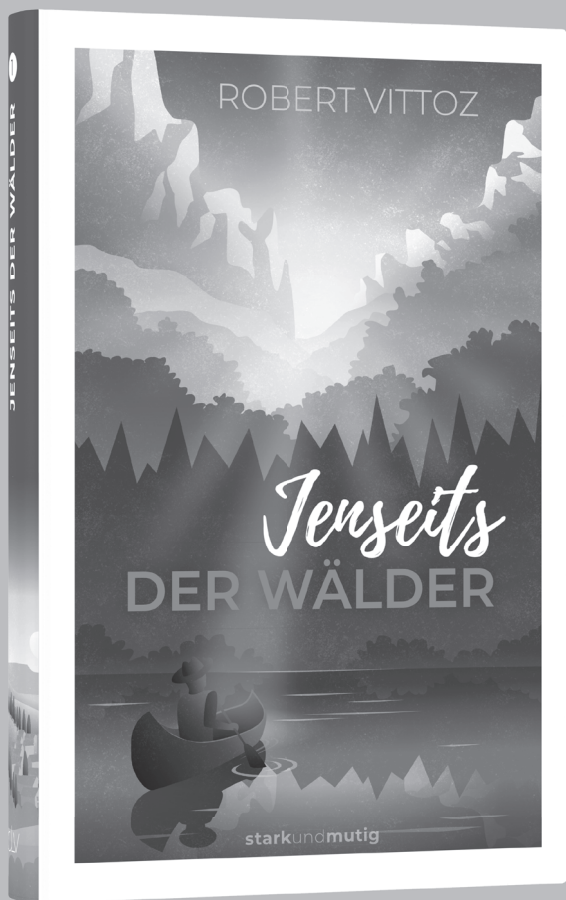
Hatte Gott ähnliche Absichten, als er Arthur und Wilda Mathews in China prüfte? Wollte er beweisen, wie er den Seinen helfen kann, wenn keine andere Hilfe da ist? Wollte er die verborgene Quelle aufzeigen, die ihre Blätter »grün« bleiben ließ? Wollte er ihren Feinden demonstrieren, dass sie Gottes Kinder nicht aushungern können? Wollte er die leidenden chinesischen Gläubigen stärken, die Zeugen ihres Sieges wurden?

Diese ergreifende Geschichte wurde um der Ehre Gottes willen aufgeschrieben. Sie hat gezeigt, was Gott denen bedeuten kann, die bereit sind, seinen Willen zu tun und seine Prüfungen anzunehmen – so unbegreiflich sie uns auch erscheinen mögen.

J. Oswald Sanders

52 1. Petrus 4,12.

53 Vgl. Hebräer 12,11.



starkundmutig

Jenseits DER WÄLDER

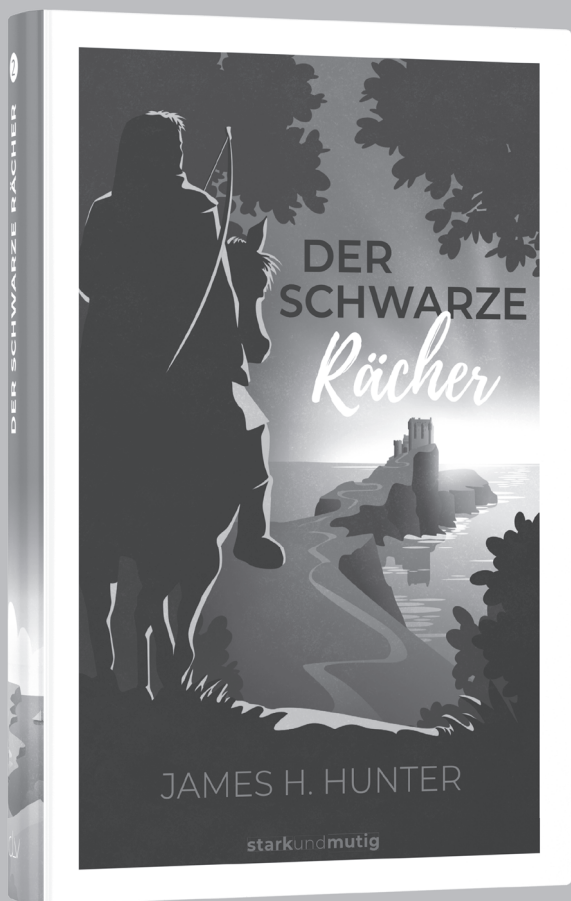
Endlose Weiten, bittere Kälte und sengende Hitze – der Wilde Westen des 18. Jahrhunderts. Mittendrin der Missionar, der den Indianer seiner Kindheit sucht ...

Die Weite Kanadas, die extrem harten Winter und ebenso heißen Sommer dieses Landes prägen das Leben des Indianermissionars James Evans. Nur zweimal im Jahr kann er seine Missionsstation verlassen. Im Sommer befährt er mit dem Kanu die reißenden Flüsse bis an ihre Quellen, im Winter durchquert er mit dem Hundeschlitten die Wälder bis an die Grenzen der Arktis. Was ihn vorantreibt? Er will die Indianerstämme »jenseits der Wälder« erreichen und ihnen die christliche Botschaft bringen. Ein Vorhaben, das ihm gelingt! Er gewinnt die Liebe, die Achtung und die Anerkennung der Indianer und kämpft schließlich Seite an Seite mit ihnen gegen die Machenschaften der scheinbar allgewaltigen Hudson's Bay Company.

Eine wahre Erzählung nach den Tagebuchaufzeichnungen dieses ungewöhnlichen Mannes.

Ein Buch (nicht nur) für Jugendliche.

978-3-86699-393-8 | gebunden | 256 Seiten



starkundmutig

DER SCHWARZE *Rächer*

Schwere Verfolgung, Folter und Angst – in den »Blutigen Zeiten« des 17. Jahrhunderts plagt die Gläubigen in Schottland große Not. Doch ein Mann kämpft für sie ...

Mit eiserner Hand herrscht der gottlose Staatsrat über Schottland. Die Gläubigen werden gejagt, wo man sie nur ausfindig machen kann. Ein besonderer Dorn im Auge der Machthaber ist ein Mann, der durch seine geschickten Schachzüge zur Befreiung gefangener Gläubiger, durch seine Verwandlungskunst, seine Klugheit und List, doch vor allem durch seine Furchtlosigkeit das Gefüge der Schreckensherrschaft ins Wanken bringt.

Mit blutigem Hass verfolgen Graham von Claverhouse und die Mitglieder des Staatsrats jenen Mann, der als »Schwarzer Rächer« bekannt ist, dessen wahren Namen jedoch niemand zu kennen scheint. Selbst grausamste Folterungen haben bisher keinen Aufschluss gebracht.

Ein Buch (nicht nur) für Jugendliche.

978-3-86699-631-1 | gebunden | 288 Seiten

ZERSTÖRENDE EISENERN HINTER

GEOFFREY T. BULL

HINTER
eisernen Toren



starkundmutig

starkundmutig

HINTER *eisernen Toren*

Als Missionar ins Innere Tibets, dem »Dach der Welt« – das war der Plan. Doch es kommt anders ...

Inmitten stürmischer Zeiten wird Geoffrey T. Bull (1921 – 1999) Zeuge der letzten Tage tibetanischer Unabhängigkeit. Nachdem er bei seinem Aufenthalt im Grenzgebiet von China und Tibet enge Freundschaft mit den Tibetanern hat schließen können, erlebt er nun die rotchinesische Eroberung des »Daches der Welt«. Von den Kommunisten gefangen genommen, kommt er – als Brite unter Spionageverdacht gestellt – auf unbestimmte Zeit in Haft. Auf qualvolle Weise erfährt er in den folgenden Jahren die seelischen Torturen kommunistischer »Umerziehung« und merkt dabei, wie nur sein vertrauensvoller Glaube an Jesus Christus ihn stärkt und bewahrt.

Eine wahre – und beeindruckende Geschichte!

Ein Buch (nicht nur) für Jugendliche.

978-3-86699-632-8 | gebunden | 352 Seiten

